

„Stern der Neger“



Rotholische Missions-Zeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu

Organ des Marien-Vereines für Afrika und

des Theologen-Missions-Verbandes Osterreichs

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K. — 2 M. — 3 Franken

Redaktion und Administration: Missionshaus Mailand bei Brixen, Tirol.

Inhaltsverzeichnis:

Ägypten und Sudan im Weltkriege 97. — Darfur 103. — Die Mission unter den Nubanegern 107. — Das Aue-Glöcklein in Afrika 119. — Ein Missionsausflug im Nubienlande 120. — Die Kalifen- und Mamelukengräber bei Kairo 121. — Ehre Vater und Mutter 122. — Unterhaltendes: Streiferleben II 123. — Nachrichten des Theologen-Missions-Verbandes Oesterreichs 127.

Abbildungen: Wandernde Barbere im Orient 99. — Kostüm eines Beduinen 101. — In einem türkischen Kaffeehause 105. — Kalif Abdullahi 109. — Nubaneger 113. — Nubanegerin 113. — Kalifengräber bei Kairo 117. — Mamelukengräber bei Kairo 125.

Gebetserhörungen und -empfehlungen:

M. L. in St. dankt dem göttlichen Herzen für die ihr zuteil gewordene Heilung von einem Augenleiden. — Eine brave Tirolerin dankt dem hl. Josef, daß er ihrem Mann das hohe Gut des praktischen Glaubens wieder erlehrt hat; ebenso, daß ihre 70jährige Mutter die Gesundheit wieder erhielt, und für noch so manche ganz auffallende Hilfe von seiner Seite. Inständig bittet sie die Leser des „Stern“, auch weiterhin ihrer zu gedenken. — Eine Familie aus Oberösterreich empfiehlt dringend dem Gebete die Befehrung eines armen Sünders und ihre eigenen Anliegen. — Eine besorgte Mutter bittet um das Ge-

bet, damit ihren beiden im Felde stehenden Söhnen die Erfüllung ihrer Osterpflicht ermöglicht werde. — Ferner wird dem Gebete empfohlen: Schweres Seelen- und Körperleiden, bittere Not und ein langjähriges Anliegen; sodann zwei unglückliche Ehen und deren Folgen.

Dem Memento werden empfohlen: Feldkirch, Hochw. Herr Dr. Anton Walter; Rennweg, Herr Matthias Pirker; Schlitters, Herr Nikolaus Margreiter; Simbad, Hochw. Herr Dekan Franz Xaver Hölzl; Straßburg, Hochw. Herr Pfarrer Pirker.

Gabenverzeichnis vom 15. März bis 27. April 1917.

In Kronen.

Opferstock: Absam, F. 3. 5,—; Dreifach, S. W. 15,—; Brigen, Monf. F. 100,—; Bonn, F. 7,50; Bozen, P. A. 50,—; Dörfel, F. W. 2,—; Eisenbergeramt, A. U. 10,—; Eberstallzell, A. G. 12,—; Furth, A. 9,—; Fischen, A. B. 20,85; Feldturns, M. 2,10; Hochfretscham, F. W. 15,— und 36,—; Innsbruck, Ung. 3,—, P. 5. 100,—; Immenstadt, A. P. 150,—; Klagenfurt, Dir. D. 10,—; Kellheim, F. 3,—; Kampenn, Kur. D. 8,—; Krumbach, S. 4,50; Lützen, A. F. 8. R. 8,—; Lakons R. W. 40,—; Lana, C. 3. 8,—, F. D. 10,—, Ung. 40,—; Ludejch, A. P. 10,—; Milland, F. 8,—, M. 10,—, F. D. 10,—; Müntereifel, Schw. C. 45,—; Meran, Dech. P. 20,—; Neustift, A. P. 100,—; Oberhofen, D. 9,—; Pfalzen, Ung. 30,—; Prambachkirchen, A. 10,—, S. 5,—; Ruprechtshofen, Ven. 8,—; Radstadt, F. 2,—; Reifenberg, G. W. 30,—; St. Marein, M. W. 20,—; Schmöding, F. 4,—; Schönberg, F. P. 10,—; St. Martin, F. S. 3,—; Spital, A. F. 3,—; Sand, A. F. 10,—, A. L. 13,—; Taufers, C. A. L. 15,—, Koop. M. 20,—, Ung. 18,18 u. 47,—; Unterbruck, F. S. 20,—; Viarago, C. T. 4,—; Willnös, M. T. 40,—, Ung. 10,—; Wechia, F. W. 12,—; Wengen, Koop. P. 26,— u. 46,—; Warzbach, F. S. 24,—; Weizentirchen, L. 20,—; Weizenbach, A. T. 8,—.

Für heilige Messen: Abtei, M. D. 10,—; Altrautheim, F. 22,50 u. 42,—; Arbesbach, S. 3,—; Brohl, Pfr. L. 18,—; Campill, von mehreren 323,—; Cöln, Sta. Maria 30,—; Dziergowiz, Pfr. C. 31,50 u. 135,—; Ettlingenweiler, F. W. 4,50, F. R. 8,—; Eß, F. W. 10,—; Ettlas, F. A. 14,—; Eggenberg, Schw. 12,—; Eggental, C. G. 8,—; Furth, A. 6,—; Franzensfeste, R. R. 10,—; Fischen, A. B. 6,45; Gmunden, F. P. 200,—; Hochfretscham, F. W. 43,50 u. 51,—; Honsdorf, F. 60,—; Kesseling, A. 3. 9,—, G. 3.

13,50; Klagenfurt, Dr. D. 68,20; Milland, A. W. 75,—, F. 2,—, M. 10,—; Müntereifel, St. Const. 219,—; Mitteraham, P. W. 4,50; München, M. R. 21,—; Niederheinbach, B. W. 60,60; Pfunders, T. Schw. 10,—, M. W. 35,—, A. S. 25,—, C. S. 4,—, A. D. 18,—, R. W. 5,40; Weist. 28,50 u. 4,86, R. L. 4,—; Nech, M. W. 6,75; Sand, Schw. A. 20,—; Sailauf, Pf. R. 15,—; Schmöding, F. 16,—; Schörflig, M. S. 4,—; Siegburg, A. M. 15,15; Trient, B. F. 13,—; Unterbruck, F. S. 20,—; Willnös, Pft. 4,—; Bornholz, Fr. v. R. 63,25; Weidental, Ung. 25,—, F. D. 100,—, F. B. 4,—, W. L. 20,—, G. L. 4,50, M. L. 20,—, M. L. 2,60, C. S. 16,—, M. 15,—; Weizentkirchen, M. L. 8,60; Wengen, Koop. P. 4,—; Prambachkirchen, F. A. 10,—.

Zur Taufe von Seidentindern: Campill, M. A. 24,—, R. R. 24,— (Agnes), M. A. 20,— (Sarina), C. 24,— (Christina), M. D. 24,— (Petter), L. C. 24,— (Monifa), P. C. 24,— (Franziskus); Cöln, Sta. Mar. 31,50 (Marianna); Hohenems, M. S. 15,— (als Taufbeitrag); Hermagor, Adm. S. v. Erstkomm. 24,— (Aloisia); Lana, C. 3. 40,— (Thaddäus, Maria); Mühlwald, Pfr. W. 25,— (Gottfried); Penzendorf, F. W. 24,— (Johann Ev.); Reifenberg, M. S. 31,50 (Josef); Sölden, S. R. 50,— (Wilhelm, Valentin); Smichow, Schw. als Beitrag 10,—; Stroheim, Fam. Alois 24,— (Johann); Taufers, Ung. 20,— (Anton Josef Johann), Ung. 24,— (Ottilia); Tramin, B. Schw. 20,— (Hildegard); M.-Neustadt, Pfr. A. L. 20,— (Anton v. P.).

Für Hochw. P. Münd: Furt i. W., C. R. 30,—.

Für das Werk des Erlösers: 633,20.

Erlös für Briefmarken und Staniol: 193,—.

Briefmarken liefen ein aus Brigen, Brigglegg, Neufirchen, St. Andrä.



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Mailand bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Frc.

Der Heilige Vater Papst Plus X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 5 u. 6.

Mai-Juni 1917.

XX. Jahrgang.

Ägypten und Sudan im Weltkriege.

Von Br. Aug. Cagol F. S. C.

(Fortsetzung.)

Aus der Suezkanalfront ist inzwischen eine Sinai- oder richtiger Palästinafront geworden. Am 26. und 27. März l. J. versuchten die englischen Streitkräfte die türkische Front zwischen dem Mitteländischen und dem Toten Meere zu durchbrechen. Die zweitägige Schlacht, die sich in der Umgebung von G a z a (etwa siebenzig Kilometer südwestlich von Jerusalem) entwickelte, endigte mit einer Niederlage des Feindes, der gezwungen wurde, sich in südwestlicher Richtung zurückzuziehen.

Am 25. März hatte ein Unterseeboot im Golf von Alexandrien einen englischen Transportdampfer von 7000 Tonnen ver-

senkt und die Besatzung gefangengenommen; am 14. April versenkte ein Unterseeboot einen kleinen englischen Kreuzer vierzig Seemeilen westlich von Alexandrien.

Am 19. April erneuerten die Engländer unter Zuhilfenahme der schweren Schiffsartillerie ihrer nahen Flotte ihren Angriff auf die alte Philisterstadt Gaza, wurden aber auch diesmal unter schweren Verlusten zurückgeschlagen.

An diesen Siegen der unter dem deutschen Befehlshaber v. K r e ß stehenden türkischen Truppen hat eine österreichisch-ungarische Gebirgs- = Haubitzen- = Division hervorragenden Anteil.

Die Kämpfe dauern an; wenn sie sich auch nicht mehr auf ägyptischem Boden abspielen, so handelt es sich doch vornehmlich um Ägypten!

* * *

Welche Zukunft wird Ägypten und dem Sudan nach dem Kriege beschieden sein? Wer vermöchte diese Frage jetzt schon zu beantworten? Hier nur einige Gedanken.

Napoleon I. stand nicht an, Ägypten das wichtigste Land der Erde zu nennen. Für England ist sein Besitz und der des meereverbindenden Suezkanals jedenfalls höchst wichtig; sind diese beiden Objekte doch Vorwerke für Indien, seinen wertvollsten Schatz. England wird also alles aufbieten, um sich ihren Besitz zu sichern. Nicht weniger interessiert an Ägypten ist die Türkei; auch sie wird alles daran setzen, ihren verlorenen Einfluß am Nile wiederzugewinnen.

Die Ägypter waren von jeher eine unterjochte Rasse. Äthiopier, Assyrer, Perser, Griechen, Römer, Araber und Türken haben nacheinander über das uralte Kulturland am Nil geherrscht. Die Folge war der sklavische Sinn der Bevölkerung. Erst in neuerer Zeit beginnt der Ägypter nationalistisch zu fühlen. Seit den Tagen des Vizekönigs Ismail ist die Europäisierung Ägyptens und der Ägypter geradezu eine Manie geworden. Die Zivilisation des Ägyptens war aber zur Hauptsache nur äußerer Firnis, innerlich blieb er Orientale mit allen seinen Schwächen.

Der europäisierte Ägypter ist gewöhnlich mehr oder weniger Freidenker. Während er den Islam aufgibt, nähert er sich in äußerst seltenen Fällen dem Christentum. Es besteht aber ein wesentlicher Unterschied zwischen dem entmoslemisierten Freidenker in Ägypten und dem entchristlichten Freidenker in Europa. Der letztere ist von

einer Atmosphäre von Christentum umgeben. Seine Vernunft, seine Verbindungen und seine ererbten und anerzogenen Eigenschaften zwingen ihn gerade so wie den gläubigen Christen zur Anerkennung des Grundsatzes, daß die christliche Moral die Grundlage bilden muß, um die Beziehungen von Mensch zu Mensch zu regeln. Weit verschieden davon ist der Fall des ägyptischen Freidenkers. Er findet sich ohne Ruder und ohne Lotzen hinauszugestoßen auf eine wildbewegte See. Weder seine vergangene Geschichte, noch seine gegenwärtigen Verbindungen legen ihm einen wirksamen moralischen Zwang auf. Ihn hält keine Schranke innerhalb der Grenzen des moralischen Gesetzbuches, das dem Europäer auferlegt ist, dessen System er aber nachzuahmen sich bestrebt. Die Gesellschaft, in der er sich bewegt, verdammt nicht ernsthaft das Böse; das soziale Brandmal, mit dem die verschiedenen Laster gekennzeichnet werden, ist zu schwach, um große praktische Wirkung auszuüben. Wenn er den Glauben seiner Väter verläßt, wirft er keinen sehnsüchtigen Blick zurück. Er rennt blindlings in die Arme der europäischen Zivilisation, uneingedenk der Tatsache, daß das Gute, welches dem Auge sichtbar ist, lediglich die äußere Wirkung des im Grunde verborgenen christlichen Sittengesetzes ist. Der zivilisierte Europäer ist, wenngleich er kein gläubiger Christ sein mag, in hohem Maße ein Sprößling des Christentums, und er würde nicht das sein, was er ist, wenn er nicht 1900 Jahre Christentum hinter sich hätte. Dem Christentum allein verdankt die Welt den Fortschritt und die Zivilisation.

Der europäisierte Ägypter, der sich scheinbar alle Errungenschaften europäischer Zivilisation angeeignet, sagt sich nun voll Selbstvertrauen: „Ich habe meine Eisenbahnen, meine Schulen, meine Zeitungen,

meine Gerichtshöfe und alle die anderen Dinge, welche die gerühmte europäische Zivilisation ausmachen; worin also bin ich minderwertiger als der Europäer? Was brauchen wir Ägypter eine europäische Regierung über unser schönes Land? Haben wir nicht ein heiliges Recht und nebenbei

Es hätte zeigen können, was es allein zu leisten vermag, und es hat es auch gezeigt. Das Ergebnis war: in den Finanzen Verschuldung und Bankrott, im Heere Meuterei, in der Verwaltung Korruption, in der Rechtspflege Bestechlichkeit und im sozialen Leben Ausbeutung und Bedrück-



Wandernde Barbieri im Orient.

die Befähigung, uns selbst zu regieren?“ Und das Schlagwort „Ägypten dem Ägypter“ kam und ist stark im Gebrauch.*

Das Ägypten Ismail Paschas hatte sich bereits ziemlich unabhängig zu machen gewußt vom „franken Mann am Bosphorus“.

fung des Schwachen. Das Ägypten von damals war unfähig, sich selbst zu regieren; kein Kenner wird behaupten, das heutige Ägypten sei fähig dazu.

32 Jahre lang hielt England Ägypten besetzt. Was immer seine Absichten gewesen sein mögen, die britische Okkupation Ägyptens war zum Besten des Landes. Bei

* Nach Cromer, Das moderne Ägypten.

Ausbruch des großen Krieges befand sich Ägypten in geordneten Verhältnissen und in einem finanziellen Zustand, um den mancher Staat Europas es beneiden mochte.

Wenn also die Zeit für eine Selbstverwaltung Ägyptens noch nicht gekommen ist, so bedarf das wichtige Land auch fernherhin fremder Verwaltung. Welcher europäischen Großmacht diese Aufgabe zufallen wird, auch darüber wird der gegenwärtige Krieg entscheiden.

Diejenige Macht aber, die Ägypten in der Hand haben wird, muß auch den Sudan, das natürliche Hinterland Ägyptens, besitzen. Der Reichtum Ägyptens kommt vom Nil, ja das Land wird geradezu ein Geschenk des Nil genannt. Der Nil aber kommt aus dem Sudan. Wenn eine fremde, Ägypten abgeneigte Macht im Besitz des Sudan wäre, so könnte sie das lebenspendende Wasser des Nil abschneiden* oder verringern. Im Interesse Ägyptens liegt es, daß der Weiße Nil und seine Zuflüsse von den verstopfenden Sumpfsgräsern befreit und offen gehalten werden und ihre Wassermengen nicht in Sümpfen ungenutzt verloren gehen lassen, und daß der Blaue Fluß nicht seines befruchtenden Schlammes beraubt werde. Die Engländer haben seit ihrer Besetzung Ägyptens dem Bewässerungsproblem ihre ganze Aufmerksamkeit geschenkt und durch geeignete Stauwerke die Ertragsfähigkeit des Landes ganz bedeutend vermehrt. In letzter Zeit trug man sich mit dem Gedanken, im Sudan selbst zwei große Stauwerke, eines am Blauen und eines am Weißen Nil, zu bauen, als der Ausbruch des Krieges die

Vorarbeiten unterbrach. Im weiteren Ausbau der Bewässerungsprojekte liegt die Zukunft sowohl Ägyptens als auch des Sudan.

Aber nicht nur die Zukunft Ägyptens und des Sudan muß das alte Europa interessieren, sondern die Zukunft des ganzen afrikanischen Erdteils, denn derselbe hat noch eine große Zukunft.

Europa, der erste, der führende Weltteil, hat mit seiner großen Bevölkerungsdichte, seiner hochentwickelten Kultur und seiner überschüssigen Produktionskraft das natürliche Bedürfnis, sich mitzuteilen, abzugeben, auszuwandern. Welcher der übrigen Erdteile bietet nun die größtmögliche Aufnahmefähigkeit? Asien, die größte Landmasse, ist selbst so dicht bevölkert und so entwickelt, daß es bereits als Rivale auftritt. Amerika ist bereits kultiviert, ja teilweise überkultiviert, wenn auch weniger dicht bevölkert. Australien ist zu klein und zu weit von uns entfernt, um in Betracht kommen zu können. Es bleibt also noch Afrika, und dieser Erdteil vereinigt alle Vorbedingungen zu einer günstigen Aufnahme überschüssiger Kräfte. Seine große Nähe erleichtert den Verkehr, seine Größe bietet ein Feld der Tätigkeit; die verhältnismäßig niedrige Entwicklungsstufe seiner Ureinwohner verheißt günstigen Absatz für Europas Gewerbesleiß; seine geringe Bevölkerungsdichte erträgt, ja verlangt einen namhaften Zuwachs von innen und außen.

Man hörte vor dem Kriege häufig sagen: „Die Welt ist überbevölkert; es muß einmal zum Kriege kommen, denn es gibt zu viel Menschen.“ „Raum für alle hat die Erde,“ sagt dagegen der Dichter, und wahrlich, er hat recht; wer tage- und wochenlang in Afrika gereist, und nicht etwa in steiniger Wüste oder sandiger Steppe, sondern im üppigsten Urwald mit seinem jungfräulichen, des reichsten Ertrages fähig-

* Es wird behauptet, daß eines der Seitentäler zwischen dem Nile und dem Roten Meere unter dem Spiegel des Flusses liege, weshalb derselbe mit nicht zu großer Mühe abgeleitet werden könne.

gen Boden, ohne kaum einer Menschenseele zu begegnen, dem geht in diesem Dichterwort eine neue, ahnungsvolle Bedeutung auf. Europa mit seinen fast 10 Millionen Quadratkilometern zählt 450 Millionen Einwohner; es kommen also auf jeden Quadratkilometer durchschnittlich 45 Menschen. Die Bevölkerung Afrikas, das einen Flächeninhalt von nahezu 30 Millionen Quadratkilometer hat, ist mit 150 Millionen eher zu hoch als zu nieder geschätzt; mithin kommen auf den Quadratkilometer in Afrika höchstens 5 Menschen. Europa ist also neunmal so dicht bevölkert als Afrika. Wenn wir annehmen, daß ein Drittel der Fläche Afrikas unbewohnbar ist, so könnte sich die jetzige Bevölkerungszahl versechsfachen, bis sie die gegenwärtige Bevölkerungsdichte Europas erreicht.

Afrika ist also ein Land, fähig zur Aufnahme von Auswanderern; es hat Raum für dieselben. Aber sein Klima? Das ist doch „bekanntlich“ ganz ungeeignet für den Europäer! Es ist etwas Wahres an diesem Einwurf, der sich auf zwei Hauptpunkte stützt. Erstens ist das afrikanische Klima im allgemeinen zu heiß; Afrika hat ausgesprochen kontinentales Klima, und die Hitze erreicht im nördlichen, den Einflüssen der Sahara ausgesetzten Teile in den heißesten Monaten Sitzgrade von 50 Grad Celsius und darüber im Schatten, die dem Europäer nichts weniger als zuträglich sind. Aber gerade größere Besiedelung mit intensiverer Bodenkultur, die Anpflanzung Niederschläge anziehender Gaine und Forste nicht ausgeschlossen, wird das Klima in der Zukunft verbessern. Man wird beispielsweise im Nilthal weitere Wasserstauwerke anlegen, deren seeartige Wasserbetten erfahrungsgemäß die jährliche Regenmenge erhöhen und das Klima kühler machen. Sollte gar das oft erwähnte Projekt einer teilweisen

Unterwassersezung der Sahara sich ausführbar erweisen, so würde die Verwirklichung desselben außer der gesteigerten Zugänglichkeit mit einem Schläge das heiße Klima Nordafrikas in ein angenehm subtropisches umwandeln. Zweitens wendet man ein, daß es in Afrika ausge-



Kolttm eines Beduinen.

Die Beduinen, „Wüstenbewohner“, sind nomadische Völkerstämme in Arabien, die sich durch einen hochentwickelten Unabhängigkeitsinn und große Tapferkeit, aber auch durch Raubgier und Treulosigkeit auszeichnen. Gerade die letzten Monate haben die Aufmerksamkeit wieder auf Arabien und seine Bewohner gelenkt, da ein offener Aufstand gegen die türkische Regierung ausgebrochen ist und es bereits zu mehreren blutigen Zusammenstößen zwischen den Aufständischen und den türkischen Truppen gekommen ist. Bisher teilte sich die Türkei mit unabhängigen Araberstämmen in die Halbinsel. Doch ist das Ansehen der Türkei stark gesunken, während sich der Einfluß Englands immer mehr Geltung verschafft.

dehnte Striche gibt, in denen bössartige Fieber herrschen. Das sei zugegeben; es hat aber die Forschung nachgewiesen, daß diese Fieber durch Insekten übertragen werden, die zu ihrer Entwicklung stehender

Wasser, Sümpfe, bedürfen. Wo man die Sümpfe trockenlegt, da verschwinden diese Krankheiten mit einem Schlage. Früher war Khartoum, die Hauptstadt des Sudan, ihres ungesunden Klimas wegen als das „Grab der Europäer“ verrufen; heute ist die Stadt dank einer vorzüglich arbeitenden Sanitätspolizei, die keinen Schmutz und keine stehenden Wasserpfützen duldet, bis auf die große Hitze ganz gesund. Zur Trockenlegung der Sümpfe und zur Regulierung der Flüsse bedarf es aber sowohl der ausführenden Arme, als auch einer genügenden Bevölkerung überhaupt, damit sich so großartige Arbeiten bezahlt machen.

Das Klima Afrikas ist also verbesserungsfähig; sein Boden ist aber doch „bekanntlich“ nur öde Sandwüste oder bestenfalls ärmliche Steppe; da lohnt sich doch der Ackerbau nicht! Diese Vorstellung, die man vielfach von Afrika hat, entspricht keineswegs den Tatsachen. Außer den wirklichen Wüsten hat Afrika guten, ja den besten und größtenteils selbst ganz jungfräulichen Boden. Die Länder am Südrand des Mittelmeeres befanden sich einst unter römischer Herrschaft in hochkultiviertem Zustand und wohlhabende und arbeitssame Völker bewohnten diese Gegenden. Die Fruchtbarkeit Ägyptens ist sprichwörtlich; der sagen spendende Nil durchfließt aber in seinem Oberlaufe den gleichen Alluvialboden, und der Sudan wartet nur der fleißigen Hände, um den gleichen Segen herzubringen, und heute schon sagt man ihm seine künftige Bedeutung als Korn-

Fleisch- und Kleiderkammer Europas voraus!

Aber nicht nur ein gutes Absatz- und Aufnahmegebiet für Europas überschüssige Kräfte bietet Afrika, sondern es besitzt auch selbst große natürliche Reichtümer, die nur der Erschließung harren. Neben den Produkten des Tierreiches, als da sind Elfenbein, Straußenfedern, Felle und Häute, Moschus, Bienenwachs u. a., ist es vornehmlich die Pflanzentwelt, die ungeheure Mengen wertvoller Stoffe liefern könnte, als Gummi, Kautschuk, pflanzliche Fette und Öle, Medizinalien, Farbstoffe und Hölzer der verschiedensten Art. Auch das Mineralreich bietet Schätze, obzwar die diesbezüglichen Untersuchungen größtenteils noch in den Anfängen stehen. Außer Gold und Diamanten finden sich Eisen, Kupfer, Salz, Alkalien und Erdöl.

Die größte Schwierigkeit in der Erschließung und Ausnutzung der natürlichen Reichtümer Afrikas ist der Mangel an Verkehrsmitteln. Diese Schwierigkeit wird das Dampfroß überwinden. Es wird die weitesten Strecken wie durch Zauber verkürzen, die durch Stromschnellen verriegelten Flüsse nach Umgehung ihrer Katarakte aus Hindernissen zu Wegen des Verkehrs umwandeln und die einzelnen Teile Afrikas einander nähern und an Europa näherrücken. Wie einst die Straßen des alten Rom die Welt eroberten, so wird heute die Eisenbahn Afrika bezwingen.

(Schluß folgt.)



Darfur.



(Schluß.)

Go war Darfur Ende Jänner 1888 wieder in die Hände der Mahdisten gefallen. Da das lebhafteste dynastische Gefühl der Darfurer für ihr angestammtes Königshaus für die Zukunft Schwierigkeiten befürchten ließ, fand es Etman woleb Adam zweckdienlich, alle dem königlichen Blute der Fur entsprossenen Männer hinzurichten oder in Eisen nach Omdurman zu schiffen, wo sie wie Sklaven behandelt wurden. Die Weiber königlichen Geblüts dagegen wurden dem Khalifen zur Verfügung gestellt, der die ihm zusagenden seinem eigenen Harem einverleibte und die andern an seine Anhänger verteilte. Nur den beiden alten Schwestern Sultan Ibrahim's schenkte er vorläufig die Freiheit, sandte sie aber später aus Mißtrauen nach Kedschaf in die Verbannung.

Nach der Unterwerfung Darfurs erließ der Khalif den Befehl, die Araberstämme des Landes zur Pilgerfahrt nach Omdurman zu veranlassen, wenn nötig, sie mit Gewalt dazu zu zwingen. Der ganze Stamm des Khalifen, die Taischa, wanderte mit mehr als 24.000 streitbaren Männern, deren Familien und Kinderherden freiwillig nach Omdurman aus.

Nach dem Tode Sultan Jusufs hatte Etman woleb Adam seine Truppen in ganz Darfur zerstreut und ging mit einer systematischen Ausbeutung des Landes voran. Die aufgebrauchte Bevölkerung, angefeuert durch die Worte eines als Heiligen verehrten jungen Mannes, namens Abu Dschemesa, erhob sich und brachte den mahdistischen Truppen erhebliche Verluste bei. Schon bedrohten die Aufständischen Etman

und die Hauptstadt selbst, als Abu Dschemesa plötzlich starb, und die Erhebung in sich zusammenbrach.

Bald darauf starb Etman woleb Adam an Typhus. Das war ein harter Schlag für den Khalifen, denn sein Vetter Etman war trotz seiner zwanzig Jahre ein tapferer Krieger, der stets darauf bedacht war, mit seinen Soldaten gut auszukommen, sie zu frieden und willig zu erhalten und seinen Einfluß zu stärken. Uneigennützig und freigebig verteilte er die Beute, nachdem er den für den Khalifen bestimmten Teil abgesondert hatte, unter seine Leute, nur das Notwendigste für sich behaltend. Ein ausgezeichnete Reiter, gegen jedermann freundlich, gab er sich nicht dem verweichlichenden Leben hin, das seine Umgebung schwächte.

Nach langem Überlegen verließ der Khalife die Stelle des verstorbenen Etman woleb Adam seinem nächsten Verwandten, dem jugendlichen Mahmud woleb Achmed, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger nur darauf bedacht war, sich selbst zu bereichern, und der ein ausschweifendes Leben führte. Er machte sich bald unbeliebt und verursachte bei den Soldaten, denen ihr früherer Herr noch in frischem Gedächtnis war, einen Aufstand, der zwar niedergeschlagen wurde, jedoch viele Menschenleben kostete und Mahmuds Kräfte verringerte.

Darfur war erschöpft und verwüstet. Während des letzten Krieges war nicht getät worden, und der Hunger wütete schrecklich. Deshalb verlegte Mahmud seine Residenz im Jahre 1890 nach el Obeid und überließ Darfur einstweilen seinem Schick-

sal. Der an Kordofan angrenzende Teil war und ist vollständig entvölkert.

Als in den Jahren 1896 und 1897 das von Norden her anrückende englisch-ägyptische Heer Dongola und Berber eingenommen hatte und bereits Omdurman selbst bedrohte, berief der Khalife seinen Better Mahmud von el Obeid mit einem starken Heere und schickte ihn den „Ungläubigen“ entgegen. Am 8. April 1898 kam es zur Schlacht am Atbara, in der das Derwischheer geschlagen und größtenteils vernichtet wurde; Mahmud selbst wurde verwundet und geriet in Gefangenschaft.

Das Ende der Herrschaft des Khalifen war gekommen. Am 2. September 1898 fiel die Entscheidungsschlacht zu Kerrerri vor den Toren Omdurmans. Die Hauptmacht der mahdistischen Streitkräfte wurde aufgerieben, und der Khalife selbst mit wenigen Getreuen rettete sich durch die Flucht.

Unter den seinerzeit von Osman woled Abdam nach Omdurman in Eisen geschafften Prinzen der Darfur-Dynastie befand sich Ali Dinâr, der jahrelang Sklavendienste bei einem Verwandten des Khalifen verrichten mußte. Als er die Niederlage des Khalifen Abdullahi sah, ergriff er vom Schlachtfeld aus die Flucht nach Westen in Begleitung von etwa fünfhundert Landsknechten, die sich bis auf 2000 vermehrten. In Darfur angekommen, fand er von seiten des mahdistischen Emirs geringen Widerstand, und wurde sofort als Sultan von Darfur anerkannt.

Ali Dinâr beriet sich mit den einflußreichen Personen des Landes, ob er die Oberherrlichkeit der neuen englisch-ägyptischen Regierung anerkennen solle oder nicht. Einige Stizköpfe meinten, er müsse sich unabhängig erklären. Ein alter Leidensgefährte von Omdurman aber sagte ihm nur: „O Ali, hast du nicht mit deinen eigenen Augen gesehen zu Kerrerri?“ Diese

latonische Antwort verfehlte ihren Eindruck auf Ali Dinâr nicht. Er anerkannte die Oberhoheit der Sudanregierung, die ihm Darfur als tributäres Sultanat zugestand. Der jährliche Tribut bestand nicht in Geld, an dem Ali Dinâr keinen Überfluß hatte, sondern in Vieh und Elfenbein im Werte von 500 ägyptischen Pfund (12.500 K.). Pünktlich bezahlte Ali Dinâr bisher diesen Tribut, und alljährlich konnte man seine malerisch gekleideten Abgesandten auf den ausdauernden, langmähnigen Rossen in Khartoum sehen, die auch nie verfehlten, dem Generalinspektor Slatin Pascha, dem einstigen Obergouverneur von Darfur und Mitgefangenen Ali Dinârs, im Namen ihres Herrn ihre Aufwartung zu machen. Im übrigen bestand kein Verkehr zwischen der Sudanregierung und dem Sultan von Darfur. Erstere hatte zuviel zu tun mit der Ordnung der übrigen Provinzen des heruntergekommenen Landes und konnte sich um Darfur einstweilen nicht kümmern. Letzterer suchte mit der Regierung in gutem Einvernehmen zu bleiben, um in seiner eigenen Herrschaft ungestört zu sein.

Ali Dinâr residierte zu El-Fascher. Die Stadt liegt an einem Regenbach in fruchtbarer Gegend. Die Einwohner leben vorwiegend in Strohhütten, nur die Wohlhabenden besitzen Häuser aus ungebranntem Lehm. Der Sultan hatte verschiedene Wohnungen. Die hauptsächlichste, die eigentliche Residenz, besteht aus einem großen, von dicken Erdmauern umgebenen Viereck, in dem sich ein Labyrinth von Häusern, Höfen und Stallungen befindet. Er selbst bewohnte ein zweistöckiges Haus, von wo er einen Überblick über die ganze Stadt genoß.

Ali Dinâr ist ein Mann der strengen Ordnung; allen Unordnungen und Mißbräuchen half er rasch und auf wirksame, echt darfurische Weise ab. Diebstahl, Unge-

rechtigkeit, Ungehorsam und Unzucht wurden besonders streng bestraft. Dem Diebe, der auf frischer Tat ertappt ward, wurde die rechte Hand abgeschnitten, und häufig verlor er auch noch den linken Fuß; er konnte aber auch gehängt oder totgeprügelt werden. Infolge dieser Strenge herrschte

In bezug auf Unsittlichkeit war Ali Dinâr unerbittlich streng. Junge Burschen, die sich in dieser Hinsicht vergangen hatten, mußten des Sultans Milde loben, wenn er sie mit hundert Stockprügeln durchschlâpfen ließ. Ehebruch wurde mit dem Tode geahndet.



In einem türkiſchen Kaffeehauſe.

im ganzen Lande Darſur eine beipielloſe Sicherheit.

Übel erging es denen, die des Sultans Befehle übertraten oder nicht beachteten. Er gab dieſelben durch Ausrufer öffentlich bekannt. Niemand konnte ſich entſchuldigen, daß er nichts gehört habe, denn augenblicklich wurde ihm ein Ohr abgeſchnitten.

Ali Dinâr war im Beſtrafen rückſichtslos. Er ließ ſeiner eigenen Schweſter eine Hand abſchneiden, weil ſie ungehorſam war, und ihren einzigen Sohn wegen Unzucht zu Tode prügeln.

Wehe demjenigen, der den Sultan anlog; er ließ ihm die Zunge und auch Lippen, Naſe und Ohren abſchneiden.

Ali Dinâr war gastfreundlich und gab jede Woche ein Gastmahl, zu dem er die Angeesehenen einlud. Er hatte eine große Meinung von sich und seiner Macht. In den Schriftstücken nannte er sich den König der Könige, den Herrscher der Welt u. dgl. Wenn er ausging, so trug er den Gesichtsschleier; alle ihm Begegnenden mußten sich tief verbeugen, und niemand durfte ihm ins Antlitz schauen. Wer von ihm in Audienz empfangen wurde, mußte sich schon in einiger Entfernung der Fußbekleidung entledigen, gebückt vorangehen und durfte nur mit niedergeschlagenen Augen zum Herrscher reden.

Ali Dinâr soll ein stattlicher, kräftiger Mann von etwa 45 Jahren sein. Er hat keine Brüder, jedoch drei Schwestern, die sich großen Ansehens erfreuten. Seit vielen Jahren war kein Europäer nach Darfur gekommen, das zu den abgeschlossensten Ländern der Welt gehört. Nur arabische Händler vermittelten den Verkehr mit den Nachbarländern, und durch sie erfuhr man Nachrichten über Ali Dinâr und sein Reich. Der Sultan war sehr mißtrauisch und fürchtete stets, daß man ihm nach dem Leben irachte. Wirklich kam er einst einer Verschwörung gegen sein Leben auf die Spur und ließ die Schuldigen aufs grausamste hinrichten.

Die englische Sudanregierung hatte schon seit geraumer Zeit über die unbefriedigende Haltung des Sultans von Darfur, der im Einverständnis mit den Senussiten gewesen sein soll, zu klagen, weshalb die Engländer vorsichtshalber indische Truppen in Port Sudan, dem Hafen am Roten Meer, ausschifften.

In den ersten Tagen des Monats Feber 1916 begann Ali Dinâr an der Grenze Kordofans bei Dschebel el Hella eine Streitmacht zusammenzuziehen. Eine aus Truppen aller Waffengattungen zusammenge-

setzte Abteilung der Regierung unter Oberst Kelly versammelte sich in Mahud und besetzte Ende März Dmschanga und Dschebel el Hella. In der Folge rückte sie auf Abiad vor, wo die Vorbereitungen zum Vormarsch auf die Hauptstadt Fascher getroffen wurden; am 15. Mai begann der Vormarsch.

In der Nähe von Beringia, 19 Kilometer nördlich der Hauptstadt, wo sich die Leute Ali Dinârs in einer Stärke von fast 3000 Mann verschanzt hatten, kam es am 22. Mai zum Hauptkampf. Die Kamelreiter-Abteilung der Regierungstruppe suchte die Aufständischen aus ihren Stellungen aufzuzerren, was ihr auch gelang. Dieselben griffen dann die Sudanarmee mit äußerster Schnelligkeit und mit dem Mute der Verzweiflung an, begegneten aber einem vernichtenden Maschinengewehrfeuer, dem sie nicht gewachsen waren. Die Regierungstruppen gingen dann zum Gegenangriff über und schlugen die Fur-Armee vollständig. Ali Dinâr floh mit einem kleinen Gefolge. Am 23. Mai besetzte die Regierungsmacht die Hauptstadt Fascher.

Eine Neutermeldung vom 29. November 1916 besagt, daß sich alle Söhne Ali Dinârs ergeben haben, und man sei der Ansicht, daß der organisierte Widerstand in Darfur zu Ende sei.

So wäre denn dieses merkwürdige Land, in dem schon so viel Blut geflossen und das die Größe Spaniens besitzt, wieder europäischer Zivilisation erschlossen. Der Großteil seiner Bewohner, deren Zahl heute auf 1½ Millionen geschätzt wird, sind zwar fanatische Mohammedaner, doch sollen im Nordwesten auch noch heidnische Stämme wohnen. Gelbe die göttliche Vorsehung, daß es nach dem gegenwärtigen großen Völkerringen den katholischen Glaubensboten gestattet sei, auch in jene Gebiete vorzudringen!

Die Mission unter den Nuba-Negern.

Daniel Comboni, der nachmalige Apostolische Vikar von Zentralafrika, war als junger Missionszögling in Verona mit einem vortrefflichen jungen Neger bekannt geworden, mit Namen Bachit Kaënda, der dem Stamme der Nuba angehörte und zu Karlo, einem der Hügel von Dar Nuba, geboren worden war. Innige Freundschaft und die gleichen Interessen für dessen Heimatland verbanden ihn jahrelang mit diesem begeisterten, katholischen Afrikaner, der wahrhaft gläubig und aufrichtig fromm war und zugleich große Charakterfestigkeit besaß. Durch denselben bekam Comboni einen hohen Begriff von den Nuba, und wohl hundertmal sagte er zu Bachit: „Ich ruhe nicht eher, bis ich das Kreuz Jesu Christi in deinem Vaterland aufgepflanzt habe.“ In den ersten Jahren seiner Missionstätigkeit war dieser Wunsch wie unerfüllbar, weil die apostolische Tätigkeit der Missionäre Zentralafrikas damals auf den Weißen Fluß beschränkt war. Aber als dann Comboni nach Nordofan kam und alle Tage Gelegenheit hatte, vom Bande der Nuba sprechen zu hören, von der Treue und dem Mute nubanischer Sklaven, wurde von neuem in ihm der Wunsch rege, die Missionstätigkeit auch auf den Stamm der Nuba auszudehnen, und er zog eifrig Erkundigungen über die Nubaner ein.

Im Juli 1873 weilte Comboni in der seit einem Jahre bestehenden Missionsstation zu El-Dheid in Nordofan auf Besuch, als er erfuhr, daß sich dort zufällig ein Häuptling der Nuba von Delen namens Saib Aga aufhalte. Auf seinen Wunsch wurde ihm derselbe vorgestellt. Comboni behandelte den Nubahäuptling mit aller Zu-

vorkommenheit, zeigte ihm die verschiedenen Werkstätten, die kleine Schule der Negerknaben und -mädchen, spielte ihm einiges auf dem Harmonium vor, und führte ihn vor den Hochaltar, wo er ihn auf die Statue der Muttergottes und auf anderes aufmerksam machte. Als er sah, wie sehr Saib Aga über alles Freude zeigte, trug er ihm seinen Wunsch vor, mit dem ersten Häuptling der Nuba bekannt zu werden und verhehlte ihm nicht, daß er beabsichtige, eine Mission unter den Nuba zu gründen. Der gute Saib Aga, der sich vor Bewunderung über das, was er in der Mission gesehen, kaum fassen konnte, unterließ nicht, sobald er in sein Land zurückgekehrt war, den Kudjur, das Oberhaupt der Nuba, von dem Gesehenen zu unterrichten, so daß sich Kudjur K a k u m entschloß, selbst nach El-Dheid zu gehen.

Es war für Comboni eine höchst angenehme Überraschung, als nach zwei Monaten der erste Häuptling der Nuba mit einem Gefolge von mehr als 20 Personen, teils kleineren Häuptlingen, teils Dienern am Morgen des 24. September in der Mission von El-Dheid eintraf. Comboni unterhielt sich den ganzen Tag mit ihm und zeigte ihm alle Instrumente und Geräte, wie Schaufeln, Hacken, Hobel, Sägen, Feilen, Nägel usw., welche Dinge der Kudjur alle zu besitzen wünschte. Als der Großhäuptling sah, wie Comboni dem Harmonium durch Treten des Blasebalgs und Anschlagen der Tasten liebliche Akkorde und Tonverbindungen entlockte, rief er in hellem Entzücken aus: „O Wunder, du kannst alles, du tust Wunder!“ Als er sich dann selbst vergeblich auf dem Instrument ver-

sucht hatte, sagte er: „Du bist der Sohn Gottes; du bringst aus einem einfachen Holzkasten Töne hervor, die schöner sind als Vogel- und Menschengesang. Wenn ich meinen Nuba von diesen Wundern erzähle, so werden sie mir nicht glauben.“ Beim Anblick der schwarzen Lehrerinnen, welche die Negermädchen im Schreiben und anderen schwierigen Dingen unterrichteten, rief er: „Es gibt keinen größeren und besseren Menschen als du bist!“ Als ihm dann der Provikar erzählte, daß es in Europa tausende solcher Menschen gebe, die Christen heißen und ein glorreiches Oberhaupt, Gottes Stellvertreter, verehren, erwiderte der Nubjur: „Wir sind unwissend; wir wissen nichts; unterrichte du uns, was wir tun sollen. Komme du selbst zu uns und lehre uns alles das und zeige uns, was du willst. Wir, unsere Weiber, unsere Söhne und Töchter, unsere Sklaven, unsere Kühe und Ochsen, unsere Schafe und selbst die Erde und die Blätter der Bäume sollen zu deinen Diensten stehen.“ Comboni versprach, gleich nach der Regenzeit ins Nubaland zu kommen, und der Großhäuptling kehrte mit seinen Begleitern befriedigt in die heimathlichen Berge zurück.

Comboni, der selbst verhindert war, schickte zwei seiner Priester zur Erkundung des Nubalandes aus. Am Abend des 13. Oktober 1873 verließ die Expedition El-Obeid, kehrte aber schon am 28. desselben Monats nach El-Obeid zurück, indem nur das nächste Gebiet der Nuba, Delen, einer Untersuchung unterzogen worden war, die nicht länger als zwei Tage dauerte. Allerdings hatte man sich mit dem ersten Häuptling, dem Nubjur Kafum, in Verbindung gesetzt, der den Reisenden von einer Anhöhe aus die vielen Dörfer gezeigt hatte, welche am Fuße der ringsum liegenden Hügelreihen ausgebreitet sind.

Man beschloß, in Delen eine Station zu gründen; dieses Vorhaben konnte aber nicht sogleich ausgeführt werden, da es an den notwendigen Mitteln gebrach.

Comboni stattete der Propaganda in Rom Bericht und legte das Projekt der nubanischen Mission vor. Die Propaganda befaßte sich nach genauen Erkundigungen sehr eingehend mit Zentralafrika, und beauftragte am 21. August 1874 Comboni, möglichst bald in den Nuba-Bergen eine Mission zu gründen.

Als Comboni das offizielle Schreiben der Kongregation der Propaganda in Chartoun erhielt, schickte er sogleich eine kleine Karawane, die mit allem möglichen ausgerüstet war, nach Kordofan ab, um unverzüglich ans Werk zu gehen. Am Gründonnerstag, 24. März 1875, langten zwei Priester mit einem Laien und einem christlichen Neger als Dolmetsch in den Nuba-Bergen an und erreichten am 1. April Delen, wo sie mit größter Neugierde von den Eingeborenen empfangen wurden. Nubjur Kafum zeigte sich den Missionären sehr gewogen, führte sie täglich zum Besuch der anderen Häuptlinge und sandte ihnen von seiner Hütte aus Speise und Wasser.

Im Juli 1875 kam der Apostolische Provikar wieder nach Kordofan. Sofort nach seiner Ankunft in El-Obeid sandte Comboni einen Priester mit Hilfsmitteln zur Unterstützung der Missionäre nach Delen ab. Am 15. September 1875 trat er selbst mit einem Priester und zwei Missionärschwestern die Reise dahin an.

Am Abend des sechsten Reisetages kam der Großhäuptling von Delen den Reisenden entgegen, begleitet von über fünfzig mit Lanzen und Flinten bewaffneten Nuba, welche über die Ankunft der Missionäre hochfreut waren.

Am Morgen bestieg der Provikar das Pferd des Nubjur, und nach glücklichem

Mitte zogen die Missionäre gegen Mittag unter Flintensalven und dem Freudenschrei des Volkes in der Umfriedung der Mission in Delen ein, wo sie von den Gefährten herzlich empfangen wurden.

Die Station war ganz traulich eingerichtet. Auf einer Anhöhe, der Residenz des Sudjur gegenüber, hatten die Missionäre eine Gruppe von Hütten nach Landesart angelegt und dieselbe mit einem Zaun von Brettern und Stroh zum Schutze gegen die reißenden Tiere umgeben; darin lag in einem Gärtchen von Zuckerrrohr und anderen hohen Gewächsen eine kleine Kapelle, und an einem daneben errichteten Balkenwerk hing eine Glocke.

Das erste und wichtigste war natürlich das Studium der Nuba-Sprache. Zugleich wurden die Topographie des Landes und die Gebräuche des Volkes erforscht. Den Stamm der Nuba, der zwischen dem 11. und 12. Grad nördl. Br. und dem 28. und 30. Grad östl. Länge von Greenwich wohnt, schätzten die Missionäre auf etwa 50.000 Seelen stark. Das Klima ist gesund und die Gegend fruchtbar.

Comboni hegte die besten Hoffnungen für den guten Gang der neuen Mission. Auch die Hindernisse schreckten ihn nicht. Die hauptsächlichsten waren: die primitiven Sitten der Eingeborenen und der tiefeingewurzelte Aberglaube, der große Hang zur Trägheit, den dieses Volk hat, der Mangel an gutem Wasser zu manchen Zeiten des Jahres, wodurch die Bewohner und die Missionäre gezwungen waren, trübes, unreines Wasser zu trinken, und selbst dieses fand sich oft nicht einmal in hinreichender Menge, und schließlich die Neugier der Nachbarstämme. Doch die Werke des Herrn sind bestimmt, den Weg des Kreuzes und der Prüfung zu gehen. Fieberkrankheiten ohne Ende warfen die Missionäre nieder, erfassten auch eine Schwel-

ster und selbst alle Negerkinder im Dienste der Mission; zuletzt ergriff ein Wechselfieber auch Comboni; von den 14 Missionsmitgliedern blieb nur eines auf den Beinen. Die Mission war ein Spital ohne Arzt und Bedienung.

Die Lage wurde noch peinlicher, als vom Mudir (Statthalter) von Kordofan ein Eilbrief an Comboni anlangte, in welchem er ersucht wurde, Delen für den Augenblick zu verlassen, da man im Auftrage der Regierung die räuberischen Baggara und die



Kalif Abdullahi.

tributverweigernden Nubaner bekriegen müßte und für das Leben der Missionäre nicht haften könne.* Da überdies der Überbringer des Briefes meldete, daß der Mudir mit 4000 Mann und vier Kanonen be-

* Die wahre Absicht des Mudir war, unter den Nubanegern Sklaven zu machen; die Züchtigung wegen verweigerter Tributzahlung war nur ein Vorwand. Bei diesem sauberen Unternehmen konnte er natürlich die Zeugenschaft der ihm lästigen Mission nicht gebrauchen und suchte sie daher zu entfernen. Die Mudire Rustan Bey und Mohammed Seid Pascha von Kordofan haben ein trauriges Hauptverdienst an der Entvölkerung der anmutigen Nubaberge.

reits bei dem drei Tage von Delen entfernten Dorfe Birket stehe und gegen Delen im Anzug sei, so beschloß der Provikar, durch die Umstände gezwungen, Delen einstweilen zu verlassen und sich nach dem acht Stunden entfernten Sindjokai zurückzuziehen.

Er übergab die Hütten und Geräte dem Schutze des Kudjur Kafum und verließ mit den Seinigen am Morgen des 30. Oktober Delen mit 30 Kamelen, die ihm der Mudir gesandt hatte. Traurig zog man vom Orte der Hoffnungen ab. Die Reise war höchst mühsam. Um sich nach Sindjokai zu begeben, mußte man einen Wald von 14 Stunden passieren. Wegen der Dichte desselben und der Verschlungeneit der Fußspade konnten die Kamelc nicht in gehöriger Marschordnung gehalten werden, und bereits nach kurzem Ritte waren die Reisenden teilweise voneinander getrennt. Dabei waren mehrere von ihnen noch recht leidend.

Da die Bewohner des Dorfes Sindjokai des Krieges wegen sich geflüchtet hatten, so wurde nach El-Obeid aufgebrochen. Während man gewöhnlich nur fünf Tage zur Reise nach El-Obeid braucht, gelangten unsere Reisenden erst in 18 Reisetagen dorthin. Der zufällig dort anwesende deutsche Arzt, Dr. Pfund, stellte die Kranken bald wieder her.

In El-Obeid fand der Provikar wichtige Briefe, die seine sofortige Abreise nach Ägypten und Europa notwendig machten. Vorher aber traf er noch Anstalten zur Wiederaufnahme der Mission in Delen. Allein ein im Jahre 1876 gemachter diesbezüglicher Versuch wurde durch einen gegenteiligen Befehl der ägyptischen Regierung vereitelt. Erst im Herbst 1877 wurde den Missionären vom neuen Generalgouverneur des Sudan Gordon Pascha die Rückkehr nach Delen gestattet. Der Kudjur

Kafum selbst holte die Missionäre in El-Obeid ab und geleitete sie nach Delen, wo das Missionswerk von neuem begonnen wurde. Bei den in der kordofanischen Ebene wohnenden räuberischen Djalabba und Baggara waren und blieben die Missionäre aber verhaft, weil erstere befürchteten, wegen ihrer Missetaten angezeigt zu werden. Hatte doch das Oberhaupt der Baggara dem Mudir von Kordofan erklärt, daß, solange die Missionäre unter den Nuba seien, er den Sklavenraub nicht hinreichend ausüben könne, um den jährlichen Tribut damit zu bezahlen, den ihm die Regierung von Kordofan auferlegt habe!

Comboni war inzwischen (31. Juli 1877) zum Apostolischen Vikar und Titularbischof von Claudiopolis ernannt worden; Anfangs 1878 kehrte er aus Europa in sein Missionsgebiet zurück, das er in jämmerlichem Zustand wiederfand. Da es während der vorausgehenden Regenzeit sehr wenig geregnet hatte, so waren die jungen Aussaaten aus Mangel an Feuchtigkeit unter der glühenden Tropensonne zugrunde gegangen, und im ganzen Sudan herrschte Hungersnot. Die Stationen El-Obeid und Delen litten entsetzlich, zumal man ihnen die in Chartoum vorhandenen Mittel wegen Mangel an Kamelen, die großenteils zugrunde gegangen waren, nicht zukommen lassen konnte. Die Teuerung war groß. Der Preis des Getreides war um das Siebenfache, der des Fleisches um das Achte- und Zehnfache gestiegen; selbst ein Liter Wasser mußte bis zu einer Piaster (24 Heller) bezahlt werden. Erst im Jänner 1878 kamen von El-Obeid einige Hilfsmittel nach Delen.

Endlich nahte die neue Regenzeit heran. Der Regen strömte so ausgiebig und anhaltend, daß der Nil rasch über seine Ufer trat und sich ungestüm über die Ebenen er-

groß. Zwar folgte eine reiche Ernte, aber sie endete das Elend nicht. Denn nach der Regenzeit entstand infolge der Ausdünnung der Fluren eine bössartige Epidemie, welche die Schrecken der Hungersnot noch übertraf. Auch fast alle Missionsmitglieder wurden von hitzigen Fiebern ergriffen, und etliche starben. Dazu waren die materiellen Mittel erschöpft. Um beides, Mittel und Missionäre zu beschaffen, wie auch zur Stärkung seiner eigenen erschütterten Gesundheit, sah sich Bischof Comboni gezwungen, eine Reise nach Europa zu machen.

In Delen widmeten die Missionäre sich mit großer Entschlossenheit ihrem Berufe. Sie studierten eifrig die Sprache und verfaßten in derselben einen kleinen Katechismus. Sie leiteten eine kleine Schule und sorgten für die Bedürfnisse der bescheidenen Christengemeinde, die etwa 40 Seelen zählte. Dieselbe bestand nicht aus Eingeborenen, sondern aus losgekauften Sklaven, welche die Missionäre von El-Dheid aus mitgebracht hatten.

Von den Bewohnern von Delen selbst war noch niemand in der Religion unterrichtet worden. Wahrscheinlich sahen die Missionäre keine Hoffnung auf Erfolg. Das Volk von Delen lebte nämlich zusammen und in gutem Einvernehmen mit den Arabern und war mit ihnen vielfach verschwägert. Gemeinsam mit ihnen unternahm es Raub- und Sklavenjagden in die Berge der benachbarten Nubastämme und sammelte sich großen Reichtum an Kindern und Sklaven. Noch jetzt erzählen die Alten gern von jener goldenen Zeit, in der sie der Schrecken ihrer Nachbarn waren. Zwar hatte Delen später durch Einfälle der Baggara zu leiden, doch wurden dieselben niemals in ihrer Eigenschaft als Araber oder Muselmänner gehaßt, sondern als ein räuberischer Stamm gefürchtet, wie auch jetzt

noch die Baggara von Sindjokai als Diebe und Räuber gelten.

Als im Jahre 1879 Gordon Pascha wegen der abessinischen Händel dem westlichen Sudan nicht seine volle Aufmerksamkeit widmen konnte, bekamen die Baggara wieder Mut, offen ihre Menschenhegen ins Werk zu setzen, da sie vom Statthalter von Kordofan keine Strafe zu fürchten hatten, und die Missionäre von Delen mußten Zeugen ihrer Untaten sein. Zum Spotte führten sie ihre Karawanen nicht nur an der Mission vorbei, sondern nahmen sich sogar heraus, Pflegekinder der Mission selbst zu rauben. Aus Furcht vor diesen Menschenräubern wagten die Nubaner gar nicht mehr, ihre in der Ebene liegenden Felder zu bestellen, weil sie während der Verrichtung ihrer Feldarbeiten wiederholt von den auf schnellen Pferden daherjagenden Baggara waren überfallen worden. Übermäßigen Tribut an die Mudirie von Kordofan zahlen, das durften die Nubaner; Schutz aber empfangen sie dafür nicht. Diese Dinge konnte die Mission natürlich nicht mit Stillschweigen übergehen, sondern erstattete Bericht an das k. k. Konsulat in Chartoum. Auch in öffentlichen Blättern wurden obige Thatfachen besprochen. Darob entstand eine nicht geringe Reiberei zwischen der Mission und der ägyptischen Sudanregierung, welche durch die ihr ergebenen europäischen Organe in die Welt hinausposaunte: „Der Sklavenhandel hat ganz aufgehört.“

Bischof Comboni war am 28. Jänner 1881 wieder in Chartoum eingetroffen und unternahm zwei Monate später eine Visitationsreise nach Kordofan. Der Generalgouverneur des Sudan, der menschenfreundliche und gutmüthige Raouf Pascha, hatte dem von ihm sehr geschätzten Bischof ein warmes arabisches Empfehlungsschreiben an Mohammed Said Pascha, den Statthalter von Kordofan, mitgegeben.

An den Bischof selbst schrieb Raouf Pascha einige Zeit später: „Monseigneur! Da Sie jetzt in Djebel Nuba eingetroffen sein dürften, so möchte ich Sie bitten, für die Verwaltung dieses Landes ein aufmerksames Auge haben zu wollen, auf daß wir die notwendigen Maßregeln zum Glück und Wohlstand seiner Bewohner treffen können. Besonders muß die Frage über den Sklavenhandel Gegenstand Ihres eingehenden Studiums sein, da Sie am besten in der Lage sind, die etwaigen Fehlgänge zu beobachten und das geeignete Mittel gegen dieselbe vorzuschlagen. Von der kräftigen Unterstützung in Ausführung der Befehle Sr. Hoheit des Alhedive können Sie, Mhgr., umsomehr versichert sein, da, wie Sie wissen, diese Verordnungen mit meiner Anschauungsweise ganz und gar übereinstimmen. Es wird Ihnen angenehm sein zu erfahren, daß ich bereits einen Offizier mit hundert Soldaten als Schutzmannschaft für Djebel Nuba bestimmt habe. Diese Maßregel wird zweifelsohne sowohl von der Bevölkerung wie von seiten der Mission mit Freude begrüßt werden. . .“

Wirklich ging Raouf Pascha mit anerkanntem Eifer an die Anwendung des bestehenden Sklavengesetzes.

Am 24. Mai 1881 trat Bischof Comboni von El-Obeid aus die Reise nach Delen an. Mohammed Said Pascha gab ihm sein eigenes Pferd und eine Bedeckung von sieben Soldaten. Nach 4½ Tagen wurde Delen erreicht. Die Missionäre hatten ein liebes Kirchlein in Kreuzesform errichtet und wichtige Aufschlüsse über die Nubasprache gesammelt. Die Station zählte etwa 20 Hütten, in deren Nähe sich die Wohnungen der christlichen Familien, etwa hundert Seelen stark, erhoben.

Die Ankunft des apostolischen Vikars verbreitete überall panischen Schrecken unter den Sklavenhändlern der Baggara und

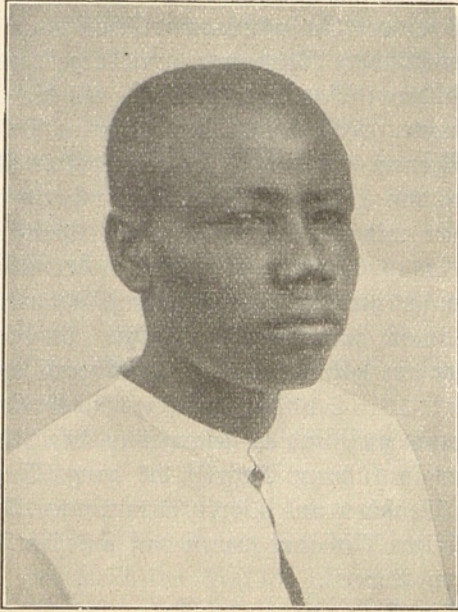
Djalabba, zu denen heimlich auch der Großkudjur von Delen gehörte.

Im Einverständnis mit Raouf Pascha unternahm Comboni Anfang Juli 1881 mit drei Missionären von Delen eine Erforschung der nubanischen Berge, um die Verhältnisse an Ort und Stelle zu prüfen und der Regierung praktische Vorschläge zur gänzlichen Abschaffung des Sklavenhandels zu machen. Zugleich hatte die Expedition den Zweck der Ausfindigmachung geeigneter Plätze für spätere Missionsgründungen. Dieselbe erstreckte sich über mehr als 40 der nubanischen Berge und besonders über das Gebiet von Njuma und Golfan.

Comboni hatte die Absicht, inmitten von heidnischen Negern, die noch unverdorben vom Islam, ein Institut zur Heranbildung einheimischer Missionshilfskräfte zu errichten. Bei seiner Bereisung der Nubaberge richtete er sein Augenmerk auch auf Ausfindigmachung eines dafür geeigneten Platzes. Er kam in Gegenden, die früher nie vom Fuße eines Europäers betreten worden waren. Überall wurden die Missionäre, deren Bestrebungen zur Abschaffung der Sklaverei bereits bekannt waren, von den Eingeborenen mit wahren Jubel empfangen. Es waren arme Leute, die ganz nackt gingen und aus Furcht vor Sklavenjägern sich nicht getrauten, in die Ebene hinabzusteigen, sondern sich auf den Anbau weniger, magerer Durra auf dem wenigen Erdreich zwischen den Steinmassen ihrer Berge beschränkten. Der von Comboni für das gedachte Institut ausgesuchte Platz war auf den Bergen des kleinen Golfan gelegen. Der Aufstand des Mahdi verhinderte die Ausführung dieses Planes.

Das Land der Nuba macht einen angenehmen Eindruck. Während Kordofan eine ausgebleichnte, abwechslungsarme Ebene ist,

bietet Nuba ein ganz verschiedenes Bild dar. Aus den mehr oder weniger ausge-



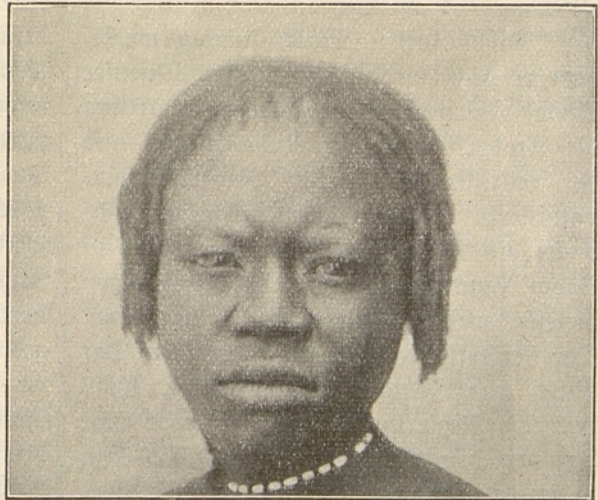
Nubaneger.

dehnten Ebenen erheben sich Bergketten, -gruppen und -kegel von verschiedenem Umfang. Delen ist eine der kleinsten Berggruppen. Die bedeutendsten Berge sind: Njuma, Golsan, Dobab, Kaderoh, Tegele, Gadir und Scheibun, wo Gold gefunden wird, außer vielen kleineren Bergen, so daß die Zahl aller bewohnten Berge auf hundert angegeben wird. Die Ebenen und Täler sind mit dichtem Baumwuchs bedeckt, und besonders an den Regenbächen wuchert eine üppige Vegetation, die kaum ein Sonnenstrahl durchdringt. Der Boden ist sehr fruchtbar, und die ergiebigen Regen wecken den reichsten Pflanzenwuchs. Ein Teil der Regenwasser verliert sich im See Birket, ein anderer Teil sammelt sich im Gießbach Habil, der sich verliert, ehe er den Weißen Nil erreicht; der südliche Teil von

Nuba entsendet seine Wasser an den Bahr el Arab. Scharen von Vögeln in allen Farbenshattierungen und viele Affen bevölkern Wildnis und Wälder; an größeren Tieren kommen Wildschweine, Gazellen und Hyänen vor. Unter den Schlangen befindet sich die Boa constrictor.

Die Nubaner sind ein schöner Menschenschlag von gutmütigem Charakter. Ihre ganze Sorge beschränkt sich auf den Anbau der geringen Menge Kornes, die ihnen genügt, sowie etwas Sesam und Bohnen. Abrißgen bietet ihnen das Land viele wilde Früchte, die ihnen zur Zeit der Not als Nahrung dienen. Sie sind reich an Ziegen und Kühen, die ihnen Milch und Butter liefern. Sie trinken gern und viel Durrabier, besonders bei festlichen Gelegenheiten. Mit wenigen Ausnahmen haben alle Nuba zwei bis fünf Frauen. Sie haben ihre traditionellen Gebräuche und Gesetze, und im Bedürfnisfall entscheidet der Kadjur.

Nach großen Mühen kehrte Bischof Comboni nach Delen zurück und reiste bald



Nubanegerin.

nach El-Dheid ab. Am 9. August langte der Bischof wieder in seinem Sitze Char-

tour an. Die Anstrengungen der letzten Reise hatten seine Kräfte bedeutend geschwächt; er erkrankte ernstlich und starb am 10. Oktober 1881.

Außer der ständigen Niederlassung einer Schutztruppe, die aus einer Kompagnie Negerjoldaten unter dem Befehl eines ägyptischen Hauptmanns bestand, ernannte Raouf Pascha einen europäischen Sklavereinspektor für Djebel Nuba.*

Die Missionäre gingen eben daran, ihre unzulänglichen Wohnungen zu erweitern und etwas solidere Bauten aufzuführen und hatten zu dem Zweck begonnen, Ziegel zu brennen und Kalksteine und Bauholz zu sammeln, als die ersten Nachrichten vom Auftreten des fanatischen Dermisch M o h a m m e d A h m e d, der sich als den „M a h d i“ oder Gesandten Gottes ausgab, und der den Auftrag habe, die rechtgläubigen Moslemin vom Joche der „kezerischen Türken“ und der „Ungläubigen“ zu befreien, zu ihnen in die abgetriebenen Nubaberge drangen.

Nach seinen ersten Erfolgen auf der Insel Abba und am Berge Gadir wandte sich der Mahdi, dessen Macht ständig wuchs, dem reichen Kordofan zu. Am Regensee Birket versammelten sich voller Erwartung die Araberstämme der Nuba-Ebenen und der umliegenden Bezirke. Natürlich sympathisierten diese Sklavensjäger, welche durch die Maßregeln der Regierung in ihrem Handwerk gestört und daher gegen dieselbe erbittert waren, mit dem Mahdi. Der berüchtigtste Sklavenshändler von Dar Nuba war Ismain wad el andof. Während die Regierung damit beschäftigt war, Truppen zur Bekämpfung des Mahdi zu sammeln, benützte Ismain die Gelegenheit zur Veranstaltung von Sklavensjag-

den. Mit 1600 Mann, von denen über 500 mit Feuerwaffen versehen waren, wandte er sich zunächst gegen die furchtsamen Bewohner von Golsan-Naama. Schon hatte er über hundert Wohnungen niedergebrannt und deren Bewohner gefesselt, als die bedrängten Nubaner in der Nacht in Delen erschienen und den Sklavereinspektor Roberji um Hilfe anflehten. Dieser versprach ihnen mit Freuden schleunigen Beistand, allein es bedurfte aller Macht der Überredung, um den Hauptmann Mohammed Soliman zur Einwilligung zu bewegen. Noch am selben Abend brach Roberji nach dem 10 Stunden entfernten Golsan-Naama auf, und es gelang ihm, den Räubern in kühnem Angriff die ganze Beute an Menschen und Tieren abzunehmen. Die befreiten Nubaner waren voll Dankbarkeit gegen Roberji.

Die Berggruppe von Delen besteht aus fünf unter sich getrennten Kegeln, deren Höhe von Süden nach Norden abnimmt. Der höchste Kegel im Süden hat kaum 500 Meter Höhe. Diese kleinen Berge bilden einen sehr malerischen Anblick. Die ungeheuren, übereinander getürmten Granitblöcke, aus denen sie bestehen, bilden zahlreiche geräumige Höhlen, welche dem Leoparden als Schlupfwinkel dienen. In den Spalten und Klüften der Felsen haben Willkürigen Wurzel geschlagen und sich zu schattigen Bäumen entwickelt, was das Aussehen der sonst nackten Berge verschönert. Am nördlichen Fuße des ersten Berges lag die Missionsstation, südöstlich davon war die Pallisaden-Umfriedung der Soldaten, während im Westen und Norden dicht über der Mission das Dorf der Nubaner vom Fuße bis zur Spitze des Berges sich ausdehnte. Der zweite Berg, etwa 600 Meter vom ersten nördlich gelegen, war von Nubanern und ihrem Rudjur Kafum bewohnt. Kafum, ein Mann

* Leon Bequinot, dem halb der Italiener Alfonso Roberji folgte.

gegen Ende der fünfziger Jahre, war eine imposante Erscheinung. Er hatte seine Jugendjahre als Soldat in Alexandrien verlebt und dadurch seinen geistigen Gesichtskreis etwas erweitert; nach seiner Rückkehr wurde er in Delen zum Kudjur gewählt. Dank seiner Einsicht gewann er großen Einfluß, nicht nur in Delen selbst, sondern auch in den umliegenden Bergen. Er hielt stets treu zur Regierung. Den dritten und vierten Berg bewohnten die Leute des Häuptlings Dogman, die auf die Seite des Mahdi neigten. Die vier nördlichen Berge sind durch enge Schluchten verbunden.

Gefährliche Feinde der Mission waren die Baggara der Nuba-Ebenen, die ihren Mittelpunkt in Sindjokai, etwa acht Stunden nördlich von Delen, hatten. Diese hatten sich gleich bei Beginn der Bewegung dem Mahdi angeschlossen und schnitten die Missionäre von El-Obeid ab. Bald vereinigten sie sich zu Gruppen von 150 bis 200 Mann und machten auf ihren Pferden Streifzüge in die Nähe des Missionsberges. Unversehens kamen sie in wildem Galopp angestürzt und verschwanden ebenso schnell wieder. Was ihnen in den Weg kam, wurde fortgeschleppt oder niedergemacht.

Diese Überfälle dauerten von Anfang April 1882 bis in den September hinein, und die Missionäre verlebten fünf Monate zwischen Leben und Tod und von der ganzen Welt abgeschnitten.

Anfang September 1882 hatte der Mahdi Gadir verlassen und war in Kordofan eingefallen. In Birket, der Weghälfte zwischen Delen und El-Obeid, sammelten sich seine Anhänger von allen Seiten um ihn. Von dort aus schickte der Mahdi einen gewissen Ma' Omar mit Briefen und einer kleinen Truppe ab, um Delen zu unterwerfen. Ma' Omar kam und ließ sich bei seinem Freunde Dogman

nieder. Dort pflanzte er seine Fahne auf und ließ Tag und Nacht die Kriegstrommel schlagen. An die Missionäre sandte er ein Schreiben, in welchem er sagte, der Mahdi habe El-Obeid genommen, weshalb auch sie gut daran täten, sich zu ergeben, da jeder Widerstand zwecklos sei. Koberji war entschlossen, Ma' Omar anzugreifen, doch der Hauptmann riet davon ab. Es wurde also Rat gehalten und endlich beschlossen, nach Faschoda zu entfliehen, um von dort flußabwärts nach Chartoum zu gehen. Auch die Nubaner rieten dazu und boten sich selbst als Führer an. Die Flucht wäre wahrscheinlich auch gelungen, denn der Weg nach Faschoda war frei und führte weit südlich vom Kriegsschauplatz ab. Dazu verfügten Soldaten und Missionäre über 110 Gewehre. Es wurde also beschlossen, um Mitternacht in aller Stille aufzubrechen. Jeder band sich die notwendigsten Sachen in ein Bündel zusammen; für die Schwestern und Kranken standen Kamele, Maultiere und Esel bereit. Nachdem die Missionäre das Notwendigste aus ihrer Habe ausgewählt hatten, luden sie die Nubaner ein, sich des übrigen zu bemächtigen, damit nichts in die Hände Ma' Omars fiel. Das führten die Nubaner getreulich aus.

Gegen Mitternacht waren die Missionäre zur Flucht bereit und verließen mit schwerem Herzen in aller Stille ihre Wohnungen. Zu ihrer größten Enttäuschung fanden sie die Soldaten in deren Lager größtenteils in tiefem Schlafe und nichts weniger als marschbereit. Der furchtsame Hauptmann hatte keine Vorbereitungen getroffen, und der Sklavereinspektor besaß keinen Einfluß mehr. Der Hauptmann war nicht zum Ausbruch zu bewegen; er sagte, er müsse erst das Ergebnis seiner Unterhandlungen mit Ma' Omar abwarten.

Am Morgen verließ ein Soldat nach dem andern das Lager und begab sich zur Fahne Maſ Omars. Schließlich ging auch der Hauptmann mit den letzten Soldaten zum Feinde über. Die Missionäre allein konnten die Flucht nicht wagen, und so blieb ihnen nichts übrig, als wieder zu ihren Wohnungen zurückzukehren. Dort fanden sie eine heilloſe Verwüstung vor; die Nubaner hatten alles Brauchbare fortgeschleppt und das übrige zerſchlagen und zerſtört.

Nunmehr begab sich auch Roverſi zu Maſ Omar, um für seine Person zu unterhandeln. Auch die Missionäre mußten sich zu etwas entscheiden, da sie sich in der Station wegen Mangel an Lebensmitteln nicht halten konnten. So begaben sich denn Bonomi und Ohrwalder zu Maſ Omar. Dieser ehemalige Sklavenhändler, ein kleiner, krüppeliger und schmutziger Alter, den sie schon früher kennen gelernt, empfing sie freundlich. Er brachte ihnen Kaffee, erzählte ihnen von den Großtaten des Mahdi und schloß mit den Worten: „Ich weiß, daß ihr nicht Muselmänner werdet. Darum wiſſet, daß eure Habe euch nicht mehr gehört. Euch selbst werde ich zum Mahdi senden, der euch in euere Heimat schicken wird. Ich werde euch hierüber einen Brief an den Mahdi mitgeben.“ Obgleich diese Bedingungen hart waren, mußten die Missionäre sie annehmen. Die folgende Nacht brachten sie wieder auf der Mission zu.

Am Morgen, es war der 15. September 1882, läuteten sie zum letztenmal das Abglocklein, das für so viele Jahre verstummen sollte. Gegen Mittag kam Maſ Omar mit seinen Derwischen und drang, die mohammedanische Glaubensformel singend, zuerst in die Kirche ein. Die Missionäre mußten mit eigenen Augen das Zerstörungswerk ansehen. Maſ Omar glaubte,

bei ihnen Schätze zu finden. Dabei waren die Missionäre seit sieben Monaten von El-Obeid abgeschnitten gewesen, weshalb sie alle ihre Vorräte aufgezehrt und bereits seit zwei Wochen ihre Speisen ohne Salz zubereitet hatten.

Drei Tage mußten die Missionäre noch in Delen zubringen, bis es Maſ Omar beliebte, sie abreisen zu lassen. Es fiel ihnen schwer aufs Herz, die Mißhandlungen mitanzusehen zu müssen, denen ihre guten Schwarzen von seiten der Derwische ausgesetzt waren. Vor ihrem Aufbruch machten die Missionäre dem Kudjur Kafum noch einen Besuch. Der arme Mann war sehr traurig und bedauerte besonders die Schwestern. Die Trennung fiel ihm schwer, und weinend nahm er Abschied.

Am 18. September verließen die Missionäre endlich die lieben Berge von Nuba. Nur mit Mühe hatten sie von Maſ Omar einige ihrer Reittiere für die Schwestern erlangt. Naſr, der Sohn Maſ Omars, und mehrere Araber bildeten die Begleitung. Viele Nubaner gingen ein Stück Weges mit. Als die Missionäre am Berge des Kudjur vorbeikamen, sahen sie Kafum, wie er seine Hände ausstreckte, um ihnen den letzten Gruß zu senden. Viele Knaben der Mission liefen mit und mußten von ihren neuen Herren mit Gewalt zurückgetrieben werden. Es waren traurige Augenblicke für die Abziehenden, deren Eindrücke sie bis in die tiefste Seele erschütterten.

Nach einer höchst anstrengenden Reise durch die infolge der vorgeschrittenen Regenzeit mit hohem, dichtem Graſe bestandene Steppe und über hochgeschwollene Gießbäche, häufig durchnäßt und von den fanatisierten Bewohnern der Ebene aufs gröblichste beschimpft, wurden die gefangenen Missionsmitglieder von Delen in das auf der Anhöhe Djanſara bei El-

Obeid errichtete Lager des Mahdi geführt. Dieser empfing sie freundlich und suchte sie indirekt zur Annahme des Islam zu bewegen. Der energische Khalife Abdullahi drohte ihnen offen mit dem Tode, falls sie die mohammedanische Religion nicht annähmen. Die armen Gefangenen waren bereits sicher, hingerichtet zu werden und erwarteten den Tod als Erlöser aus ihren schrecklichen Leiden, als die Aussage eines Gesetzeskundigen, das mohammedanische Gesetz erlaube nicht,

mit größter Anstrengung gelang es ihnen, die Leichen in Strohmatte zu nähen und zur Tür der Hütte zu schleppen. Mit großem Widerstreben ließen sich einige Sklaven herbei, gegen gute Belohnung die bereits verwesenden Leichen in einer nahen Vertiefung zu begraben und mit ein wenig Sand zu bedecken; niemand sonst wollte helfen, die „Christenhunde“ zu bestatten.

Kurze Zeit nach den Missionären wurde Koverji, der ehemalige Sklaverei-Inspek-



Kalifengräber bei Kairo.

Priester zu töten, außer dieselben hätten bewaffneten Widerstand geleistet, ihnen das Leben rettete. Hier erfuhren sie erst, daß El-Obeid noch gar nicht gefallen war.

Infolge des engen Zusammenwohnens von über 100.000 nicht allzu reinlichen Menschen entstanden im Lager des Mahdi bössartige Krankheiten, und das Ungeziefer nahm in entsetzlicher Weise überhand. Auch die Gefangenen von Delen erkrankten, und zwei Schwestern und ein Missionslaie starben. Auch die übrigen vier Missionsmitglieder waren am Rande des Grabes und lagen machtlos da. Nur

tor von Djebel Nuba, ins Lager eingebracht. Auf der Reise war er mehrere Male in Gefahr gewesen, von den Baggara getötet zu werden. Sie wollten sich für die Niederlage rächen, die Koverji ihnen bei Gofan-Ntama beigebracht hatte, und nur seinem Repetiergewehr verdankte er sein Leben. Bald nach seiner Abreise von Delen war Streit zwischen Mak Omar und den Nubanern ausgebrochen. Es kam zum Kampfe, in welchem die Nubaner über Mak Omar siegten, und dieser mußte Delen verlassen und sich nach Sindjofai zurückziehen. Auch Koverji erkrankte

und starb, kaum dreißig Jahre alt, am 3. November 1882. Er war der Mission stets ein lieber Freund gewesen.

Wenige Tage nachher kam auch Mak Omar mit den Negern der Mission im Lager an. Die kleinen Knaben und Mädchen wurden als Sklaven verkauft und die erwachsenen Männer zu Soldaten des Mahdi gemacht.

El-Obeid, das der Mahdi noch immer belagerte und aushungern ließ, fiel am 19. Januar 1883 in seine Gewalt, und die dortigen Missionsmitglieder wurden gleichfalls seine Gefangenen. Das gab ein trauriges Wiedersehen im Lager; der Priester Rosignoli und der Laie Locatelli mußten mehr tot als lebend auf ihren Bettgestellen getragen werden, und auch die vier Schwestern waren ganz erschöpft vom Skorbut. Die Neger der Mission wurden unter die Soldaten gesteckt, die kleinen verkauft. Zwei christliche Mädchen wählte der Mahdi für sich selbst aus. Für die Missionäre und Schwestern von Delen und El-Obeid sollten nun lange Jahre schrecklicher Gefangenschaft folgen.*

Mahmud Scheri, der Onkel des Mahdi, der von diesem zum Emir (Fürsten) von Kordofan ernannt worden war, rückte mit 2000 Mann gegen die Nubaner aus, um sie zum Islam zu bekehren und zog direkt nach Delen. Er verbot den Nu-

banern strenge, ihre abergläubischen Gebräuche beizubehalten und baute ihnen eine Moschee aus Stroh. Den Kudjur Kafum ließ er sogleich festnehmen, verbrannte seine Wohnung und den Sitz, dessen er sich bei den religiösen Zeremonien bediente, und führte ihn selbst in Ketten nach El-Obeid. Hier hatte Kafum die Freude, mit den gefangenen Missionären von Delen zusammenzutreffen. Er starb bald darauf und hinterließ zwei Frauen, von denen die eine Mutter eines sechsjährigen Söhnchens war. Dieser erlaubte man nach zwei Monaten, nach Delen zurückzukehren. Der Sohn ist seither verschollen.

Mahmud Scherif, von den Nubanern einfach Scherif genannt, benahm sich gegen die Bevölkerung von Delen sehr milde. Mit Ausnahme der Abführung des Kudjur Kafum und einiger anderer tat er niemand etwas zuleide. Nur mußten diejenigen, welche Gegenstände aus der Missionsstation besaßen, dieselben abliefern und einen Schwur auf den Koran leisten, daß nichts mehr davon in ihrem Besitze sei. Mahmud Scherif erschien in Delen im Jahre 1884. Die Nubaner erinnern sich daran sehr gut und berechnen nach diesem Ereignis ihr Alter, indem sie etwa sagen: Im Jahre des Scherif war ich so und so groß; im Jahre des Scherif gebar mich meine Mutter und dergleichen.

Nach dem Abzuge Mahmud Scherifs hatten die Nubaner von Delen acht Jahre lang Ruhe. Da sie von früheren Plünderungszügen her viele Pferde und seit der Niederlage des englischen Generals Hicks auch viele Gewehre besaßen, so unternahmen sie nach allen Richtungen hin Streifzüge und raubten ihre Nachbarn aus. Sie wurden so übermütig, daß sie der Regierung des Kalifen Tribut und Gehorsam verweigerten, bis dieser seinen Feldherrn

* Der Priester Alois Bonomi und die Schwester Maria Caprini und Fortunata Dussieh (letztere Negerin vom Stamme der Nuba) konnten im Jahre 1885 von El-Obeid nach Ägypten entfliehen, desgleichen im Jahre 1887 der Laienbruder Isidor Locatelli. Am 3. Oktober 1891 starb die Schwester Maria Concepta Corsi an Typhus zu Omdurman. Acht Wochen später (29. November 1891) konnte der Priester Josef Ehrwalder mit den Schwestern Elisabeth Venturini und Katharina Chincholini von Omdurman nach Ägypten entfliehen, der Priester Paul Rosignoli gleichfalls am 20. Oktober 1894.

Mahmud gegen sie schickte. Im Herbst des Jahres 1892 kam derselbe nach Delen und lagerte sich mit seinen unabsehbaren Streitercharen in der Ebene am nördlichsten der fünf Berge. In aller Eile wurden Greise, Weiber und Kinder nebst den notwendigsten Habseligkeiten zum südlichsten Berge geflüchtet, der zwischen seinen gewaltigen Steinmassen geräumige Höhlen besitzt, die für einige Zeit sichere Zukunft gewähren konnten. Die Männer setzten sich, hinter den Felsen geschützt, zur Wehr. Da die Übermacht des Feindes

aber zu groß war, so flüchtete sich das ganze Volk in der zweiten Nacht in die Berge von Njuma, die wegen ihrer Unzugänglichkeit sicheren Schutz boten, und verblieb dort, bis die Kunde von der Niederwerfung des Mahdireiches in die Nubaberge drang. Alsdann kehrten sie in ihre heimatlichen Berge zurück und begannen wieder ihre gewohnten Raubjagden, bis die neue englische Regierung das unruhige Völklein zur Ordnung brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ave-Glöcklein in Afrika.

Das Abendrot ist ausgegossen
Weit über Berg und Waldessaum,
Das Tal, von Dämmerlicht umflossen,
Ruht schweigend wie im tiefen Traum.

Im nahen Busch erklingen Lieder;
Es glänzt des Sees klare Flut
Den ganzen Tropenhimmel wieder,
Der über diesem Frieden ruht.

Mit traulichem Geflüster rauschen
Die Wellen das Gestad' entlang,
Die Neger dort im Rahne lauschen
Auf einen fernen Glockenklang.

Zum erstenmal in diesen Gauen
Lönt heut ein Glöcklein, mild und leis,
Es gilt der Jungfrau der Jungfrauen,
Es läutet zu Mariens Preis.

Der Engelsgruß, so oft erklingen,
Er ist in eine Seel' wohl nie
Mit solcher Zaubermacht gedrungen,
Mit solcher Himmelsmelodie.

Es hebt das Herz bei seinem Hallen,
Bis es ergriffen stille steht.
Der Neger läßt das Ruder fallen,
Die Lippen stammeln ein Gebet.

Vom Berg, vom Tal, von allen Orten
Lönt es „Maria“ himmelwärts,
Das Aveglöcklein schloß die Pforten
Auf zu Mariens Mutterherz.

Kleine Afrika-Bibliothek.



Ein Missionsausflug im Kabylenlande.

(Erzählt von einer Missionschwester.)

Erlaube mir, meinen lieben Lesern die Beschreibung eines kleinen Missionsausfluges zu senden; wir haben dabei Blumen gepflückt, deren Wohlgeruch jedes Christenherz erfreuen wird. Es herrschte an jenem Tage eine tropische Hitze, wir mußten Esel mieten, damit dieser Ausflug in ein sehr entferntes Dorf ermöglicht werden konnte. Um ein Uhr nachmittags bestiegen wir drei Schwestern unsere Maultiere. — Diese Tiere sind hierzulande ganz vortreffliche Kenner; fürwahr, sie flogen nur so durch die prächtigen, schon vom reichen Getreide goldglänzenden Felder und durch die schönen Palmen- und Sycomoren-Haine, wo sich eben ganze Wolken von Zibissen wiedergelassen hatten. Der biedere Kabyle läßt sein Ackerwerkzeug zur Erde gleiten, um uns zu betrachten; die Frauen überhäufen uns mit Segensworten, die Kinder kommen herzu, um uns die Hand zu küssen. —

Aber die Abwechslungen, welche die Reise bietet, sind nicht stets angenehmer Art; eine sogenannte Brücke aus verfaulten Bambusstäben, schlecht gestützt mit wenigen Balken, soll uns über einen sehr breiten, tief unter uns brausenden Fluß tragen. Sollen wir es wagen? Es bleibt keine andere Wahl, also frisch gewagt und Gott befohlen! Endlich nach einigen sehr langen und bangen Minuten sind wir am andern Ufer. Aber nun müssen wir den Damm entlang unsern Weg fortsetzen, und der Sand hat an einigen Stellen Vertiefungen und rollt unter den Tritten unserer Tiere ins Wasser hinab, überdies haben unsere Esel ein ganz besonderes Talent, den guten Weg zu fliehen und sich ganz am Rande zu hal-

ten. Unsere guten Engel haben uns beschützt; wir befinden uns von neuem auf offenem Felde, das weiße Maultier voran, das graue in der Mitte, das schwarze im Nachtrab, diese Reihenfolge mußte durchaus eingehalten werden. Der weiße Esel hatte es sich so in den Kopf gesetzt. Nach einem zweistündigen Ritte kamen wir im Dorfe an. Welch ein Lärm, als man uns erblickte! Männer, Frauen und Kinder liefen in aller Eile herzu, schreiend, klagend, jammernd und gestikulierend: alle wollten sie Augensalbe für kranke oder schon halb erblindete Augen. Wir leerten eine Büchse nach der anderen und zeigten sie dann geleert den armen Leuten. „Das macht nichts,“ schrien sie, „gebt uns noch mehr!“ Die Sache war schwierig auszuführen, aber ich stellte eine große Anzahl zufrieden, indem ich meine Finger trocken in ihre Augen legte. Um 7 Uhr abends kehrten wir in die Mission zurück, abgehetzt, mit Staub bedeckt, unsere Schleier zerrissen und an unseren Kleidern die Spuren der Finger tragend, die so eben den berühmten Brotkuchen geknetet hatten, Gesicht und Hände klebend von den Küffen, mit denen wir bedeckt wurden, aber „maliche“, wie die Araber sagen, „tut nichts“, wir haben eine reiche Ernte gehabt. Diese Ausflüge in die Dörfer, obwohl so ermüdend, sind dennoch Lichtstrahlen in unserem sonst so mühseligen Leben; denn gewöhnlich bedarf es unausgesetzter, harter Arbeit, bis die von uns ausgestreuten Samenkörner in den Herzen der uns anvertrauten Frauen und Mädchen aufgehen. Ja, oft müssen wir Jahre des

Gebetes, der Hingebung, der Arbeit daran geben, um die Befehung einer einzigen Seele zu erwirken. Ja, man kann sagen, daß unsere Freunde in Europa mehr für diese Unglücklichen tun können als wir, die wir ihnen so nahe sind. Jene Almosen und Geschenke nämlich, die uns zugesandt werden und die wir verteilen dürfen, machen uns die Herzen geneigt, so daß sie sich leichter unseren Ermahnungen erschließen.

Kürzlich kam in unsere Armen-Apothek eine alte, blinde Frau, die von ihrer kleinen Tochter geführt wurde. Beide leben von der öffentlichen Mildtätigkeit, essen, wenn man ihnen etwas gibt, schlafen, wo sie können. Ich habe erlangt, daß meine kleine Maria (die ich so nenne, weil ihr

unschuldiges, ausdrucksvolles Gesichtchen und ihre sanften Manieren mich an die heilige Jungfrau bei der heiligen Anna erinnern) in meine Klasse kommt, während ihre gute Mutter zu Hause beschäftigt wird; man muß sie nähren und kleiden; aber dadurch wird ihre Seele dem lieben Heilande näher gebracht. Wie viel mehr Gutes könnten wir tun, wenn wir mehr Geld und materielle Hilfsquellen hätten! Wenn man dies Elend und diese herzerreißende Not sieht, die einer Missionschwester die Hände binden, so kann man nichts tun als beten und der göttlichen Vorsehung vertrauen, die gewiß mildtätigen Seelen den Gedanken einflößen wird, uns zu Hilfe zu kommen.

„Kleine Afrika-Bibliothek.“

Die Kalifen- und Mamelukengräber bei Kairo.

Auf der Ostseite der ägyptischen Hauptstadt breiten sich ausgedehnte Totenfelder aus. Unter den Grabmonumenten ragen große und stolze moscheengleiche Mausoleen auf, welche den Namen Kalifen- und Mamelukengräber tragen.

Die nördlich gelegene Gruppe sind die sogenannten Kalifengräber; dieser Name ist historisch unzutreffend, denn diese Grabmale haben nichts zu tun mit den Abbassiden-Kalifen, die zwar zur Zeit ihrer Erbauung in Ägypten herrschten, aber nur mehr Puppen waren, sondern von den Bahrit-Mamelukensultanen. Die Gräber waren einst reich ausgestattet; jedes hatte einen zahlreichen Stab von Scheichs und Wärtern, welche mit ihren Familien innerhalb der Umfassungsmauern wohnten. Da die Einkünfte der Moscheen zu Anfang des verfloffenen Jahrhunderts konfisziert

wurden, so verfielen die Gräber allmählich. Neuerdings wird für deren Erhaltung wieder Sorge getragen.

Im Vordergrund unseres Bildes erblicken wir die Grabmoschee des Sultans Kait-Bei (1468—1496), das schönste Gebäude unter den Kalifengräbern, welches sich von allen andern durch seine leichte Kuppel mit Skulpturbändern und schlankem Minarett auszeichnet. Die Kuppel empfängt ihr Licht durch 50 bemalte Fenster. Im Innern des Mausoleums werden zwei Steine gezeigt, welche aus Mekka stammen und die Fußabdrücke des Propheten besitzen sollen.

Die Mamelukengräber breiten sich südlich vom Zitadellenhügel aus. Sie sind nicht so gut erhalten wie die Kalifengräber, da manche von ihnen teilweise als Steinbrüche und moderne Begräbnisplätze

benutzt werden. Von manchen sind nur noch die Minaretts übrig geblieben. Einige von diesen Gräbern sind von architektonischem und künstlerischem Werte; es fehlen

aber historische Daten über ihre Erbauer, doch nimmt man an, daß sie unter den letzten Mamelukensultanen errichtet worden seien.



Ehre Vater und Mutter!



Dieses Gesetz, das uns unter dem Rollen des Donners und dem Zucken der Blitze auf dem Berge Sinai verkündet ward, hat Gott schon bei der Erschaffung in jedes Menschenherz hineingelegt, so daß es eigentlich gar keines Gebotes bedürfte, um es zu erfüllen. Allein die Erbfinde mit all ihren traurigen Folgen erzeugt in der armseligen menschlichen Natur oft wahrhaft erschreckliche Verirrungen. Hier in Europa, wo selbst die meisten Ungläubigen und Gottlosen in gewisser Beziehung wenigstens dem vierten Gebote Gottes ihre Hochachtung zollen, kann man sich nur schwer einen Begriff von jenen entsetzlichen Zuständen machen, wie sie in diesem Punkte bei manchen Volksstämmen des „dunkeln“ Erdteils herrschen. So ist z. B. den Negerstämmen Senegals jede Kindesliebe fremd. Sind die Eltern alt oder krank, mit einem Worte arbeitsunfähig geworden, so hält man sie nicht mehr des „Essens und Trinkens wert“, und es werden selbe von ihrem Heim hinausgetrieben. Gewöhnlich flüchten sich diese armen Verstoßenen in irgendeine zerfallene Hütte des Dorfes, in der Wind und Regen und die glühend heiße Sonne ihren freien Zutritt haben. Da liegen sie auf bloßer Erde, von Schmutz und Unrat umgeben und mit armseligen Lumpen bekleidet. Niemand besucht sie, niemand spricht mit ihnen: es würde sich das jeder zur Schande rechnen. Was ihre Nahrung

betrifft, so bringt ihnen ein Kind einmal täglich einige Überreste vom Mahle, etwa wie man sie den Hunden vorwirft; ist dies nicht genügend, um ihren Hunger zu stillen, so müssen die Ärmsten eben bis auf den „nächsten Tag“ warten. So dulden und leiden diese Unglücklichen — oft nur wenige Schritte von der Wohnung ihrer Kinder entfernt — ohne Hilfe und Trost. Die meisten sterben Hungers.

Eines Tages kam ein Missionär in ein Dorf und fand die ganze Einwohnerschaft in großem Jubel. Auf seine Frage nach der Ursache desselben, antwortete ein junges Weib: „Nun, Vater, warum sollen wir uns nicht freuen? Meine alte Mutter liegt im Sterben, da hat man doch eine Person weniger zu ernähren!“ Der Häuptling des ganzen Stammes wurde in seiner letzten Krankheit von seinem Sohne nicht besser behandelt. Ein Stück zerrissene Leinwand war seine Bekleidung, die nackte Erde sein Lager, er hatte nicht genügend, um seinen Hunger zu stillen. Vor seinem Tode jedoch wurde noch dem Ärmsten das Glück zuteil, das heilige Sakrament der Taufe zu empfangen, das ihm der Missionär nur wenige Stunden vor seinem Hinscheiden spendete; so kann man hoffen, daß sich seine Seele bereits der Anschauung Gottes erfreut. Aber wie viele dieser unglücklichen Verstoßenen verlassen diese Erde, die ihnen nichts geboten als Schmerz und Leid, um vielleicht einer noch

traurigeren Ewigkeit entgegen zu gehen. Und doch könnten so viele dieser Seelen für den Himmel gerettet werden! Wer wird sich nicht angetrieben fühlen, durch Gebetshilfe sowohl als durch materielle Unterstützung dies zu ermöglichen? „Was

ihr dem geringsten meiner Brüder tuet, das habt ihr mir getan“, und „zur Rettung einer Seele beitragen, heißt seine eigene Seele retten!“

„Kleine Afrika-Bibliothek.“

Unterhaltendes.

Streiferleben II.

Von Br. M. Lanzaster, Missionskandidat.

Viele Tage vergingen: Tage, reich an Abwechslung und kleineren Abenteuern, da wir das ganze lange und weite Tal fleißig abzupatrouillieren hatten. So manche italienische Patrouille kam nicht mehr zu den ihrigen zurück. Ich hatte so die ganze Gegend kennen gelernt, wußte jeden Wechsel der Feinde, wußte jede Quelle, kurz, kein Plätzchen blieb mir unbekannt.

Da sich in den letzten drei Tagen ein gesteigertes Patrouillieren seitens des Feindes bemerkbar gemacht hatte, war uns ein größerer Patrouillengang angesagt worden, dem ich als Führer anbefohlen wurde.

Wir schlichen uns bis ungefähr in die Mitte des Tales, wo die ganze Abtheilung gesichert nächtigte. Meine Aufgabe war es nun, die Stärke des Feindes auszuspähen, der in nicht allzu großer Entfernung ein Dorf besetzt hielt. Mit dem Gewehre in der Hand, den Finger am Zügel ging ich voran. Da sich die feindliche Feldwache schon von weitem durch ihr überlautes Sprechen verriet, war es mir nicht allzu schwer, durch dieselben hindurchzukriechen. Ich legte so noch eine kurze Strecke zurück, bis ich in die Nähe einer kleinen Villa gelangte,

worin ich mich, da sie von allen verlassen war, verbarg, um die Nachtzeit abzuwarten.

Eben war der Mond hinter einer undurchdringlichen Wolkenmasse verschwunden, da verließ ich mein Versteck und gelangte, natürlich wieder beständig schleichend wegen der ausgestellten Wachen, bis vor das vom Feinde besetzt gehaltene Dorf. Nach längerem Umherkriechen in nächster Nähe der Bauernhäuser glaubte ich, endlich den richtigen Platz entdeckt zu haben, von wo aus ich das Tun und Treiben des Feindes unbemerkt verfolgen konnte: vielleicht 150 Schritte von mir entfernt sah ich nämlich unter den anderen Hütten eine mehr als halbzerfallene, von deren durchlöchertem schadhafte Dache aus ich meine Beobachtungen anstellen zu können glaubte. Da sich die Hütte an einer Berglehne befand, hielt es nicht schwer, deren Dach zu ersteigen, und durch dessen Löcher auf den Boden zu gelangen, wo ich nun tagsüber durch die verschiedenen Lücken mit einer gewissen Bequemlichkeit die Italiener zu überblicken und meine Wahrnehmungen zu Papier zu bringen imstande war. Es mochten sich zirka zwei Kompagnien im Dorfe

befinden; außerdem noch eine Menge Arbeiter, welche das Dorf besetzten. Zwar betrat einmal eine feindliche Patrouille meinen Schlupfwinkel, doch zog sie unverrichteter Dinge wieder ab.

Als es finster geworden war, machte ich mich wieder auf den Weg zu meinen Kameraden: aber diesmal schien der Feind aufmerksamer zu sein, denn trotz meiner äußersten Vorsicht wurde ich entdeckt, und ward auf mich geschossen. Dank meiner flinken Beine kam ich aber doch heil zu meinen Kameraden zurück und meldete. Nun aber hatte ich sofort noch in derselben Nacht eine Patrouille durch die feindlichen Wachen zu führen, um dann die jenseits des Dorfes aufragenden Felsen, auf der uns abgekehrten Seite abzustiegen und etwaige dort befindliche Reserven des Feindes festzustellen. Dieser Befehl war natürlich schwieriger, da ich nun nicht mehr allein war, sondern unser drei waren. Nun durch die Wachposten kamen wir unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln glücklich hindurch; denn der anbrechende Morgen fand uns bereits auf einer Anhöhe links oberhalb des feindlichen Dorfes. Erst jetzt konnte ich mich geschützt durch dichtes Strauchwerk für zwei Stunden dem Schlafe überlassen.

Durch den Schlaf wie neugeboren, machte ich mich nun an die Lösung meiner Aufgabe. Das Herankommen an die zu ersteigenden Felsen und deren Erklimmen gelang vortrefflich; ein gutes Stück Arbeit war damit schon geleistet, aber bei zweitem noch nicht das schwierigste. Denn jetzt hieß es, auf der dem Feinde zugekehrten Seite den Abstieg wagen. Ohne Gewehr, das mir bei der gefährlichen Kletterpartie nur hinderlich gewesen wäre, und nur mit einem guten Feldglase versehen, stieg ich vorsichtig die Wände hinunter, jede nur irgendwie brauchbare Deckung benützend, um mich

den unliebsamen Blicken meiner Feinde zu entziehen. Meine beiden Kameraden waren oben am Felsenrande zurückgeblieben, um mir nötigenfalls den Rückzug decken zu können. Der Abstieg durch enge Schluchten und von der Kante so ins Ungewisse hinein, war äußerst mühsam. Wer aber beschreibt meinen Schrecken, als sich auf einmal lebhaftes Gewehrfeuer erhob, das ringsum ein vielfaches Echo in den Felsen wachrief. War unsere Kompagnie in Gefahr oder war sie am Ende gar überrumpelt worden! Nun war mein Auftrag selbstredend hinfällig geworden und ich mußte trachten, wieder vorsichtig zu meinen Kameraden am Felsen droben zu kommen. Diese hatten meine Absicht kaum bemerkt, als sie auch schon ein Seil herabließen, mittels dessen ich den Fels auch bald erklimmen hatte und eben noch zurechtkam, um im Verein mit ihnen eine Schar uns entgegenkommender Feinde gebührend empfangen zu können. Schuß auf Schuß folgte und mehr denn ein Gegner sank getroffen zusammen, allein schließlich mußten wir doch das Weite suchen, wollten wir nicht umzingelt und eingeschlossen werden. Wir rannten wie besessen die Anhöhe hinab, jede Deckung zum Feuern auf die nachsetzenden Gegner benützend, und kamen schließlich abgehetzt und gänzlich erschöpft im Buschwald des Tales, dem nächtlichen Lagerplatz unserer Kompagnie an, wo wir uns vor dem Feinde gesichert halten konnten, denn im dichten Laubwerk mußte er seine Verfolgung aufgeben, was auch tatsächlich geschah.

Aber wo befand sich die Kompagnie?! Keine Spur war von ihr zu entdecken. Eine peinliche Ungewißheit überkam uns. Wir durchquerten nun in schiefer Richtung den Wald, um von der Seite aus den Feind möglicherweise im Auge behalten zu können. Als wir aus dem Walde traten, stan-

den wir vor einem mäßig großen Landgut, mit einer ziemlich geräumigen Villa, welche wir alsogleich aufzusuchen beschloßen. Vorsichtig näherten wir uns dem hübschen Garten, der die Villa umgab, und nachdem einer meiner beiden Begleiter das Innere derselben ausspioniert hatte, traten wir ein. Ein angenehmer Wohlgeruch erfüllte die schön eingerichteten Gemächer.

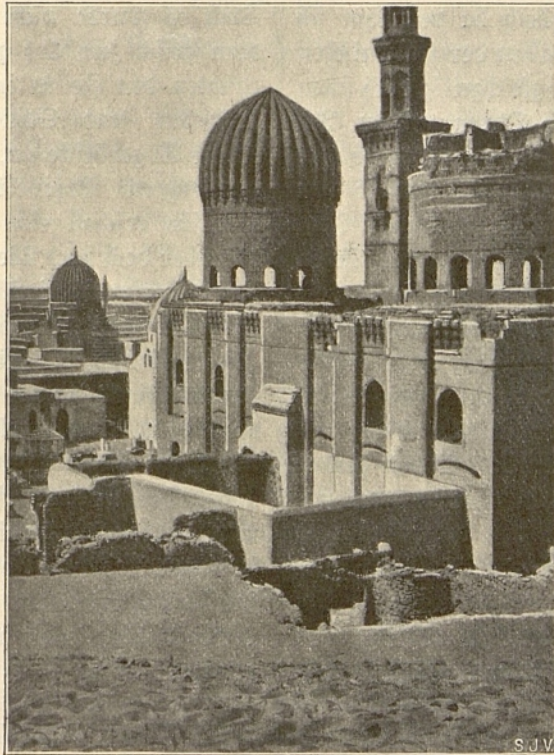
Vom Fenster aus sah man über grüne Wiesen hin, die sich in sanften Wellenlinien zu dem vom Feinde besetzten Dorfe hinabfenkten. Im Garten blühten noch die Astern und einige verspätete Rosen, während die Reben an der Mauer voll goldiger Trauben hingen. Da wir von dem Rennen noch immer ganz abgemattet waren, und wir während des Tages doch nur schwerlich zu den Unseren stoßen könnten, wollten wir uns, nachdem wir vorher von den in der Villa vorgefun-

denen Vorräten uns gestärkt hatten, einer gründlichen Ruhe überlassen. Abwechselnd mußte immer einer Posten stehen, um uns vor unangenehmer Überraschung zu bewahren. Als es Abend geworden, setzten wir uns im Keller des Hauses um ein lustiges Feuer und ließen uns einen heißen Kaffee vortrefflich munden, wobei ein tadelloser Südtiroler die Milch vertrat und Käse das Brot ersetzte. Wir

fühlten uns ungemein wohl und behaglich, und auch das Postenstehen in der ganz und gar nicht kalten Nacht war für den Betreffenden keine allzuschwere Bürde.

Da, so gegen 1/211 Uhr, stürmt der eben Wachhabende herein mit der Meldung, daß Welsche kommen. Rasch steckten wir einige Vorräte zu uns und hinauf ging es an die Gartenumzäunung. Über die vom Monde

beleuchtete Wiese sahen wir eine kleine Abteilung Bersaglieri im Graße herankriechen. Wahrscheinlich hatten auch sie ein heftiges Bedürfnis nach Speise und Erquickung. Doch wir mußten ihnen die Befriedigung dieser ihrer Bedürfnisse verwehren und empfangen sie, als sie uns nahe genug gekommen waren, mit einigen Kugeln. Ungewiß über die Anzahl und Stärke der Verteidigung, zogen sie nach kurzer Zeit ab, wobei wir ihnen noch eine Strecke weit das Geleite gaben.



Mamelukengräber bei Kairo.

Natürlich hatten auch wir jetzt unsern angenehmen Unterschlupf so bald als möglich zu verlassen, denn der Feind würde offenbar Verstärkung schicken. Getrennt schlichen wir uns darum einer nicht zu entlegenen Felsengruppe zu, wobei wir allerdings den italienischen Schwarmlinien äußerst nahekommen mußten. Ganz damit beschäftigt, die Felsengruppe zu erreichen, merkte ich es erst viel zu spät, daß ich meine beiden

Kameraden verloren hatte. Ein Suchen nach ihnen wäre vergeblich und zu gefährlich gewesen, ich mußte trachten, wie ich selber vorwärts käme. Da ich gezwungen war, von Zeit zu Zeit auszusetzen, sei es aus Ermüdung, sei es, um mich zu vergewissern, daß die Luft rein sei, so ging das Vorwärtskommen natürlich nur langsam vonstatten. Als der Morgen graute, hatte ich das felsige Gebiet bereits zu einem guten Teil durchquert, doch da vernahm ich plötzlich das kurze Knallen der italienischen Stutzen, während mir gleichzeitig auch schon einige Kugeln um die Ohren pfliffen. Ich war bei meinem Schleichen oberhalb der feindlichen Flanke gekommen und so von der Flankensicherung entdeckt worden. Jetzt galt es unbedingt, aus dem gegnerischen Kugelbereich herauszukommen, koste es, was es wolle. Ich richtete mich deshalb empor aus meiner bisherigen mehr schleichenden Haltung, und rannte nun dahin, so rasch es eben meine Beine und der felsige, vielfach auch zerklüftete Boden gestattete. Glücklicherweise und, von meiner zerschundenen Nase abgesehen, heil durchquerte ich den ausgedehnten Gebirgsstock. Nun ging es wieder abwärts, und nachdem ich den ebenen Boden erreicht hatte, verbarg ich mich im dichten Strauchwerk, womit die Gegend überreich gesegnet war. Hier blieb ich trotz des Regens, der später einsetzte und den ganzen Tag über anhielt, bis es düster wurde. Jetzt erst schlich ich weiter bis zu jenem Hügel, auf welchem unser früherer Patrouillengang* so unheilvoll geendet hatte. Da es mir vorkam, als arbeiteten Feinde auf demselben, so machte ich einen Umweg, eine Idee, welche mich wider Erwarten zehn meiner Kameraden von der Kompagnie treffen ließ. Trotz der Nähe

des Feindes wurde ich mit lautem Hallo empfangen.

Aber während wir uns noch freuten ob des so unerwarteten Wiedersehens, erschien ein Mann mit dem Befehl, sofort den Hügel vom Feinde zu säubern. Es waren bei fünfzig Italiener, wir jedoch waren genau elf Mann; dazu kam noch deren strategisch weit günstigere Lage, da sie einen rings von Felsen umgebenen Hügel innehatten. Doch es wurde nicht lange beraten, sondern frisch zur Tat geschritten. Wir überraschten den Feind im Rücken mit Handgranaten und Schnellfeuer. Das hielt einige Augenblicke an, worauf wir mit aufgepflanztem Bajonett auf ihn losstürmten. Es erscholl ein furchtbares Geschrei, das aber doch noch übertönt wurde von dem Hurra unserer elf Tiroler Kehlen. Nach einem langen und hartnäckigen Ringen gelang es uns, die Fünfzig zu schlagen und den wichtigen Punkt wieder als unser zu behaupten. Nach erfolgter Ablösung harrete unser im Lager ein unerwarteter Empfang. Der Major beschied uns elf zu sich und überreichte uns ein schönes Belobungsschreiben, worin besonders von der dem fünffachen überlegenen Feind gegenüber bewiesenen Tapferkeit rühmend Erwähnung geschah.

Manch stürmischer Tag und manch schlaflose Regenmacht sind seither verstrichen, doch der Krieg tobt weiter. Die meisten Kameraden meiner damaligen Kompagnie schlummern bereits an des Vaterlandes Grenzen, wo sie sich als Tiroler ihrer Väter würdig gezeigt haben und nun der großen Bergatterung am allgemeinen Weltgerichtstage harren. Wir aber gehen weiter den Weg der Pflicht, treu schützend unsere Heimat, und bereit, den Tod zu erleiden für Kaiser und Pflicht — den Heldentod.

* Stern der Neger 1917; Nr. 2—3, S. 58.

Nachrichten des Theologen-Missions-Verbandes Österreichs. (Th. M. Vb. Ö.)

Redigiert vom Vorort des Theologen-Missionsverbandes Österreichs, derzeit in
Brixen, Südtirol, Priesterseminar.

Calceati pedes in praeparatione Evangelii pacis.

(Eph. 6, 15.)

Von P. Odorich Heinz, Sofia.

Wem gilt diese Mahnung des Völkerapostels mehr als dem Priester. Gewiß zunächst in dem ihm anvertrauten Sprengel der großen Herde Christi; aber wie Weihbischof Lausberg-Köln auf dem ersten missionswissenschaftlichen Kurs* in der Metropole am Rhein des näheren ausführte, der Gesalbte des Herrn muß in seinem Apostolatsgeist ex caritate auch das weite Gebiet der Heidenmissionen umfassen. Hat doch der Herr (Matth. 5, 13) seine „Jünger“ mit den schönen bildlichen Ausdrücken charakterisiert: Lux mundi, Sal terrae, Civitas supra montum posita. Wie deutlich ist in einem jeden auf die Beziehung des Geistlichen zur Weltmission hingewiesen! Als „Licht der Welt“ soll er mitwirken, das Glaubenslicht in die weitesten Kreise zu tragen. „Salz der Erde“ kann er nur sein, wenn er zu den Erdenbewohnern in Verbindung tritt, ähnlich wie das Salz nur dann nützen kann, wenn es sich mit den Gegenständen verbindet. Die „Stadt auf dem Berge“ hat den Vorzug, daß sie auf felsenfestem Grunde sich erhebt, weit ausschaut, Schutz und Sicherheit verheißend, und auch von

weiter Ferne gesehen wird. So sollen auch wir Geistliche (wie es im Weihenritus zum Subdiakonat heißt) „in fide bene fundati“ sein. Ist das der Fall, so schauen wir auch über die engen Grenzen des Amtes oder jeweiligen Berufes hinweg auf die vielfältigen Heilsbedürfnisse der Allgemeinheit und bereiten denen Schutz und Hilfe, die auf unsere Liebe hoffen.

In Priesterkreisen fehlt es denn auch nie an begeisterten, hochherzigen Missionsfreunden. Die letzten Jahre haben uns sogar in manchen Diözesen Deutschlands eigene Priester-Missions-Vereine gebracht mit zahlreichen eifrigen Mitgliedern.

Von größter Wichtigkeit bleibt es indes, daß der Missionsgedanke zündet an den Bildungsstätten der künftigen Priester, daß er ihre Vorbereitungszeit befruchtet und in ihrer Vorbereitung zum Priesteramt jene Stelle einnimmt, die ihm gebührt. Der Erreichung dieses Zieles haben sich die Theologen-Missions-Vereine eine ebenso bedeutsame als segensreiche Aufgabe gestellt. Sie werden gewiß vorab auf ein eifriges Vereinsleben bedacht sein müssen, daß die Missionszirkel blühen, geeignete Vorträge gehalten, Missionslektüre bereitgestellt und gepflegt, auch dem Missionskalmosen der gehörige Platz eingeräumt wird.

* Vorträge und Referate nebst Bericht. Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Schmidlin, München, 1916. S. 205 ff.

Der größte Vorteil der Zugehörigkeit zum Theologen-Missions-Verein wird sich in der durch den Missionsgedanken gegebenen sowohl wissenschaftlichen wie ästhetischen Vertiefung der Vorbereitungszeit auf das Priesteramt zeigen. Sie soll durch diese Pflege des Apostolatsgeistes gestimmt werden auf den Grundton des feurigen Pauluswortes: „Charitas Christi urget nos.“ (II. Cor. 5, 14.) Wie die Mission als Idealismus des Christentums bezeichnet wird, so erweist sich der Apostolatsgeist als mächtig treibende Kraft für alle, die ihr dienen. Wo die aufs Priestertum sich rüstende jugendliche Seele recht durchdrungen wird von dieser Flamme des Apostolates, da wird damit ein Feuerherd des Eifers entzündet, von dem sich nachhaltige Wirkungen versprechen lassen nicht nur für ein etwaiges engeres Pastora-tionsgebiet, sondern auch darüber hinausgreifend. Wie viele edle Missionshelfer, reich an Verdienst, kennt der Priesterstand, die still und verborgen sich im Rahmen der pastoralen Arbeit der großen Sache der Weltmissionierung hervorragend annehmen durch eifrige Pflege des Missionsgebetes und sonstiger missionsfördernder Arbeit. Solcher Missionseifer zündet dann nicht nur in Laienkreisen, er wirkt immer auch belebend in Priesterkreisen.

Um nun zunächst auf die ästhetische Seite der durch den Missionsgedanken befruchteten Vorbereitungszeit des Priesterkandidaten einzugehen, so muß der junge Theologe im Gesamtkord seiner Geistesübungen die Saite des Aposteleifers kräftig mitklingen lassen. Was Gebet und Betrachtung angeht, wird er häufig den vor Augen haben, der als guter Hirte sein Leben für seine Schafe gab (Joh. 10, 11), dessen sehnlischer Wunsch ist, daß auch die seiner Hirde noch fernem herbeigeführt

werden, damit ein Schaffstall sei und ein Hirte (ebenda 16). Die vom ewigen Hohenpriester zu engerer Nachfolge Auserwählten müssen tiefes Verständnis gewinnen für seinen sehrenden Blick auf die wogende, reife Ernte (Joh. 4, 35), um freudig einmal in opfervollem Mühen die Reihen derer zu verstärken, um deren Mehrung der Heiland dringend zu bitten anweist (Matth. 9, 37—38; Luk. 10, 2). Wie viel ist schon gewonnen, wenn der künftige Priester hier so recht die Erhabenheit und Segensfülle des ihm gewordenen Berufes erkennt, wenn er in sich damit einen reichen Grundstock zäher Arbeitsfreudigkeit für seine pastorale Tätigkeit ansammelt, wenn ihm aber eben dabei auch einbringlich die Bedeutung des Gottessegens für die Apostelarbeit klar wird. Im „Betruf zur Jugendmissionsbewegung, Religionsunterricht und Heidenmission“ bin ich ja näher darauf eingegangen (S. 21 ff.), wie der Völkerapostel so nachhaltig des Gottesohnes Mahnung einschärft (Röm. 15, 30; Ephes. 6, 19; 2. Theff. 3, 1), zum Gebet um des himmlischen Vaters Obfsorge und Segen für den Weinberg der Seelenarbeit.

Auch die eucharistische Bewegung empfängt durch den Einschlag des Apostolatsgedankens einen mächtigen Antrieb. Durch tiefersaßte Teilnahme am Opfer und Sakrament der hl. Eucharistie muß derjenige, der bald selbst die Stufen des Altars hinaufsteigen wird, beieifert sein, die Erfüllung des großen Prophetenwortes bei Malachias (1, 11) mitverwirklichen zu helfen. Die Theologen sollen selbst mit regem Eifer die sinnige Zwölf-Apostel-Kommunion pflegen; sie werden später in ihrer Verbreitung umso reichlichere Früchte erzielen in der Förderung der eucharistischen Bewegung.

Die Durchbringung der wissenschaftlichen Vorbereitung zum Priestertum seitens des Missionsgedankens begründet sich durch seine zentrale Stellung im Heilsplane Gottes. Im ersten Jahrgang der Zeitschrift für Missionswissenschaft (Seite 281 ff.) führte Pater Joseph Grendel aus der Gesellschaft des göttlichen Wortes dieses näher aus. Diese überragende Bedeutung des Missionsgedankens bringt es mit sich, daß man in den theologischen Disziplinen nicht nach Zusammenhängen des behandelten Stoffes mit dem Missionsgedanken lange zu suchen braucht. Sie drängen sich dem offenen Blick von selbst auf und brauchen nur festgehalten

und verwertet zu werden. Die Einzelausführung dieser lehrreichen Zusammenhänge samt der Art ihrer Verwertung wäre ein ergiebiges, dankbares Thema für Vorträge in den MissionsstudiengirkeIn. Hier würden sie über den Rahmen einer kurzen Aufmunterung hinauswachsen.

Wem in den Jahren der Nazaretharbeit vor seiner öffentlichen Wirksamkeit der Apostolatgedanke so nahe getreten und vertraut geworden ist, dem wird er stets ein mächtiger Ansporn zu reger Förderung der Missionsache sein — ihm selbst und seinem Priesterwirken zu reichem Segen.

Wie arbeiten unsere Missionsvereine?

Zusammengestellt aus den Antworten auf die Rundfrage im Oktoberheft des „Stern der Neger“, 1916. (Schluß.)

Das geweckte Missionsverständnis wird ferner dadurch belebt und auf die Praxis angewendet, daß die Mitglieder zur direkten Betätigung für die Missionen schon im Seminar angeleitet werden. Aufs wärmste wird das Gebet für die Missionen empfohlen. So bestimmen Leitmeritz und Königgrätz als Vereinsgebet den Psalm: „Laudate Dominum omnes gentes“, mit der Anrufung: „Regina apostolorum, ora pro nobis et pro Amicis.“ Es werden Privat-Novenen für die Missionen gehalten.

Ferners wird für die Ausbreitung des Missionsgedankens gearbeitet durch Missionsfeste, die dem Volke zugänglich sind, durch Verteilung von Missionschriften (so verteilt der M.-B. St. Florian 200 Exemplare der Zeitschrift: „Katholische Missionspropaganda“ monatlich), durch Übernahme von Vor-

trägen in Missionssektionen der Studentenkongregationen, durch Missionssartikel und Berichte über Missionsfeste in Zeitschriften und Zeitungen. Auch Gelder für die Missionen werden gesammelt. Die Gaben bestehen teils aus freiwilligen Spenden, teils auch aus Mitgliederbeiträgen. Die Mehrzahl der Vereine verlangt von den Mitgliedern fixe Mitgliedsbeiträge. Einige Vereine beschränken sich auf freiwillig einkaufende Spenden und erzielen trotzdem ganz schöne Summen. „Die Vereinsgelder werden zur Deckung der Auslagen, dann aber auch zur unmittelbaren Unterstützung der Missionen verwendet.“ (Heiligentreu.) Über die Verwendung der Gaben urteilt, sofern vom Spender nicht ein bestimmter Zweck schon angegeben wurde, der Vereinsvorstand.

4. Die Mitglieder.

Die Mitglieder der Vereine teilen sich in ordentliche und außerordentliche. (So in St. Florian, Sankt Pölten, Heiligenkreuz und Braxen.) Zeitmeritz unterscheidet ordentliche Mitglieder (die Theologen), fördernde Mitglieder (ehemalige ordentliche Mitglieder, die einen Jahresbeitrag von 3 K leisten) und Ehrenmitglieder.

Ordentliches Mitglied kann jeder Theologe des Hauses durch Anmeldung beim Obmann werden. Für die ordentlichen Mitglieder werden in der Regel als Pflichten aufgestellt: Besuch der Versammlungen, Benützung der aufliegenden Missionsliteratur, Gebet für die Missionen, eventuell ein gewisser Mitgliedsbeitrag (Graz 10 h monatlich, St. Florian 1 K jährlich). Jedenfalls soll man bei der heutigen Überfülle von Vereinen von der Allgemeinheit nicht zu viel verlangen, um nicht mißliebig zu werden.

Die außerordentlichen Mitglieder in der Seelsorge sollen in ständiger Fühlungnahme mit dem Vereine (durch jährliche Berichte, Haltung des Missionsverhandlungsblattes) bleiben.

5. Die Leitung der Vereine.

Der Vorstand setzt sich in den meisten größeren Vereinen zusammen aus dem Obmann, Schriftführer und Kassier (in Graz wird der Verein geleitet durch den Obmann und drei Ausschußmitglieder, aus jedem Jahrgange eines); ähnlich sind in Zeitmeritz alle Kurse im Vorstand vertreten; der Zirkel in Budweis hat einen Obmann und einen „Bücherwart“, der neben dem Amte des Schriftführers noch für die Zirkulation der Missionszeitschriften zu sorgen hat. Passend bemerkt Leit-

meritz in seinen Statuten, daß der Obmann nicht unbedingt aus dem vierten Jahrgange sein muß. Es wird sogar besser sein, wenn der Obmann nicht immer aus dem letzten Jahrgang genommen wird, da diese sich besonders gegen Schluß des Schuljahres wegen Zeitmangels nicht genügend mit dem Verein befassen können; nicht der Jahrgang soll das Maßgebende sein, sondern die Fähigkeit. Während der Obmann die Oberleitung in allen Vereinsarbeiten hat, erledigt der Schriftführer die Korrespondenz, gibt die Versammlungen bekannt, führt die Vereinschronik, das Mitgliederverzeichnis und sorgt eventuell für die Bibliothek. Der Kassier regelt die gesamte Geldegebarung, sorgt für Bestellung der Missionszeitschriften des Vereines und der einzelnen Mitglieder und führt das Vereinsinventar. Der Vorstand hat sich monatlich wenigstens einmal zur Beratung zu versammeln, wie St. Florian sehr passend festlegt. In jeder Vorstandsversammlung werden aus dem Protokollbuche die Beratungspunkte der letzten Versammlung vorgelesen und neue Beschlüsse für die Zukunft gefaßt. Nur so wird eine planmäßig geordnete und gründliche Arbeit während des Vereinsjahres möglich sein.

Die Wahl der Vorstandsmitglieder findet in allen Vereinen jährlich (gewöhnlich während der Schlußversammlung), und zwar in der Regel durch Akklamation statt, nachdem der scheidende Vereinsobmann der Vollversammlung den neuen Vorstand vorgeschlagen hat.

Hiermit wäre die Arbeitsweise unserer Vereine einigermaßen geschildert. Lassen wir uns bei allen diesen Arbeiten von kluger Mäßigung leiten, berücksichtigen wir die Brudervereine, die ebenfalls im Seminar arbeiten, zeigen wir, daß wir

auch für sie warmes Verständnis haben. Dann wird sich unsere Theologenmissionsbewegung, die in den letzten Jahren einen

so erfreulichen Aufschwung genommen hat, auch weiterhin ungestört weiterentwickeln können.

Berichte über die Tätigkeit der Theologen-Missionsvereine Österreichs im Wintersemester des Schuljahres 1916/17.

Wenn wir die Arbeiten, die unsere Missionsvereine im Wintersemester dieses Schuljahres geleistet haben, überblicken, so müssen wir eingestehen, daß der Segen Gottes ganz offenkundig auf unserem Werke ruhte. Die Zahl der Vereine hat sich nicht vermindert, im Gegenteil vermehrt. In jedem Verein wurde tüchtig an der Festigung und am Ausbau gearbeitet; überall finden wir neue Einrichtungen. Besonders erfreulich ist es, daß das Statut bezüglich des Anschlusses der auswärtigen Mitglieder an den Verein überall durchgeführt wurde, wodurch der Zweck der Theologen-Missionsvereine erst voll und ganz ausgemerzt werden kann. Und alle diese Arbeiten sind umso höher einzuschätzen, da sich manche Vereine infolge der durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse in sehr schwieriger Lage befinden. Aber noch haben die Schwierigkeiten für unsere Missionsvereine nicht den Höhepunkt erreicht. Darum heißt es unermüdet weiterarbeiten an der Schaffung fester Grundlagen für unsere Vereine. Unser Stolz soll es sein, in dieser Kriegszeit keinen Verein eingehen zu lassen! Und mit Gottes Hilfe werden wir es erreichen!

1. M. 3. Budweis.

Unser Zirkel hat trotz der obwaltenden Hindernisse dem Zwecke des allgemeinen Anschlusses an den Vorort durch brieflichen Verkehr nachzukommen gestrebt, um

wenigstens durch gegenseitige Aufmunterung den Missionsgedanken immer im Herzen der Mitglieder anzuregen. Um auch während der bei uns lange dauernden Ferien die Missionsnachrichten nicht unterbrochen zu sehen, haben sich im November vorigen Jahres alle Mitglieder entschlossen, den „Stern der Neger“ für sich zu abonnieren. Von den Mitgliedern wurde öfters die hl. Kommunion zum Gedenken der guten Sache aufgeopfert. Da uns Versammlungen unmöglich sind, wurde der Missionsgedanke durch Unterhaltung während der freien Zeit belebt. Missionszeitschriften wurden fünf gehalten. Die Mitgliederzahl beträgt 7.

Joh. Weiß, Obmann.

2. M. B. Graz.

Während am Beginn des Schuljahres nur 21 Mitglieder waren, wuchs die Zahl zu Neujahr auf 42. Monatlich wurden 10 h gesammelt. Neuanschaffungen für die Bibliothek beschränkten sich auf Zeitschriften. Außer den offiziellen liegen auf: St. Josef-Missionsbote, Licht und Liebe, Zeitschrift für Missionswissenschaft, Die Weltmission der katholischen Kirche und andere nicht eigentliche Missionszeitschriften. Zu Weihnachten war eine Vollversammlung mit Tätigkeits- und Rechenschaftsbericht, Vereinsangelegenheiten und Lichtbilder-Vortrag über Neu-Pommern. Um die Seelsorgegeistlichen zum Beitritt

an unseren Verein einzuladen, veröffentlichten wir zwei Artikel im „Grazer Volksblatt“ mit bislang nur geringem Erfolg. Dafür nahm die marianische Kongregation im f.-b. Knabenseminar unsere Anregungen zur Gründung einer Missionssektion erfolgreich auf. So dürfte für Nachwuchs gesorgt sein.

Johann List, Obmann.

3. M. B. Heiligenkreuz.

Der Verein hielt eine allgemeine Jahresversammlung am 8. Oktober, wobei der Studienzirkel eingeführt wurde, der dann drei Versammlungen hielt, von denen die letzte am 21. Jänner zugleich zweite Jahresversammlung war, wobei der Obmann seinen Tätigkeitsbericht gab. Thematika des Zirkels waren: Mission und Heilige Schrift, Eucharistie und Mission, Missionspflicht des Priesters der Gegenwart. Die Zahl der Mitglieder betrug 17 und die der Missionszeitschriften 24. Die Missionsbibliothek wurde teils durch Geschenke, teils durch Ankauf neuer Werke (Streit, Missionsatlas; Schwager, Die brennendste Frage der Gegenwart; Fischer, Jesu letzter Wille; Heinz, Religionsunterricht und Heidenmission usw.) beträchtlich vermehrt. Die Auslagen beliefen sich auf 13 K 30 h, die Einnahmen dank der Freigebigkeit einzelner auswärtiger Mitglieder auf über 45 K. Über 400 Missionsmarken wurden verkauft; die Sammlung gebrauchter Marken wird mit Erfolg fortgesetzt.

Fr. Bernhard Wagner, Obmann.

4. M. Sektion Klagenfurt.

Im ersten Semester des Schuljahres 1916/17 hielt die Missionssektion am 4. Dezember die erste öffentliche Versammlung. Der hochwürdige Präses der

Kongregation, Dr. Hožmann, zeigte uns in seinem Vortrage die Pflichten, die vor allem der Klerus habe, für die Missionen zu arbeiten und das Volk darüber aufzuklären. Daß dies besonders in Österreich bisher vernachlässigt wurde, bewies er durch eine kurze aber anschauliche Beschreibung der traurigen Verhältnisse eines Missionsgebietes, das selbst zum katholischen Österreich gehört, nämlich Bosnien, wo sich Vater Puntigam die Zunge ausschreit nach Hilfe und Unterstützung, bisher aber nur wenig Gehör fand. Eine zweite Festversammlung veranstaltete die M. Sektion am 2. Jänner, in der der hochwürdige Herr Prälat Dr. Martin Ehrlich anschließend an das Festgeheimnis einen begeisterten Vortrag hielt: „Lumen ad revelationem gentium.“ Ferner hielt der Kern mehrere Versammlungen mit folgenden Referaten: 1. Stellung der Mission im Heilsplane Gottes; 2. Das Interesse der modernen Welt den Missionen gegenüber; 3. Wie sollen wir Theologen uns selbst begeistern? 4. Wie sollen wir im Volk für die Missionen arbeiten? Als praktische Antwort auf die 3. und 4. Frage ist die M. Sektion bemüht, eine gediegene Bibliothek sich anzuschaffen und dank den zahlreichen, oft recht ausgiebigen Spenden von Geistlichen ist es bereits gelungen, einige recht wertvolle und aufklärende Missionswerke anzuschaffen. Gott segne unsere kleinen Arbeiten und Bemühungen mit tausendfachem Segen, damit daraus eine 60-, ja 100fältige Frucht hervortwache.

Jakob Mayer, Obmann.

5. M. 3. Königgrätz.

Der Bericht über das Wintersemester 1916/17 fällt der nur sechs Wochen umfassenden Vortragszeit zufolge kurz aus,

dem es konnte nur eine einzige Versammlung abgehalten werden am 12. Oktober. Nach einer kurzen Begrüßung wurden die in den Ferien eingelaufenen Zuschriften besprochen, die Statuten verlesen, drei neue Mitglieder aufgenommen, so daß die Mitgliederzahl nun sieben beträgt, die Abnahme der Missionszeitschriften, deren 12 gehalten werden, geregelt. Darauf folgte ein Vortrag des Leiters über das kathol. Missionsfest in Deutschland.

Josef Čech, Obmann.

6. M. 3. Leitmeritz.

Wegen der heurigen mißlichen Lage wurde beschlossen, bloß alle 14 Tage eine Zirkelversammlung abzuhalten. Im ganzen konnten bis jetzt bloß vier Versammlungen abgehalten werden wegen der langen Weihnachtsferien. Es wurden drei Themata behandelt: Mission und Misere; Beitrag zur augenblicklichen Lage der Missionen; Missionspflicht — Christenpflicht — Theologenpflicht. Ordentliche Mitglieder sind 10 wegen des geringen Nachwuchses in den unteren Klassen.

A. Gampe, Obmann.

7. M. B. St. Florian.

Das Wintersemester gehörte wieder der inneren Entwicklung unseres Vereines. Das wichtigste, das wir dabei erreichten, ist die Gründung eines Missionsstudienzirkels im Rahmen des M. B.

Bei der statutenmäßigen Versammlung des verflossenen Semesters sprach der Protektor unseres Vereines, H. H. Stiftsdechant Prof. Dr. B. Hartl, über die Missionstätigkeit im Lichte unserer Zeit und über die missionarische Betätigungsmöglichkeit und -pflicht des Theologen und Priesters in gewohnter fesselnder Weise. Der eben ins Leben gerufene Studienzirkel

hielt acht Sitzungen ab, in denen das Thema „Mission, Kirche und Staat“ behandelt wurde. Die Niederschriften der Referate werden im Archiv des Vereines hinterlegt. Die M.-Bibliothek wurde wieder um einige Bücher vermehrt. Der „Stern der Neger“ ist in 21 Exemplaren abonniert.

Was die Propagandatätigkeit des Vereines nach außen betrifft, so wurde nach wie vor die Verteilung der „Missions-Propaganda“ der St. Petrus-Claver-Sodalität in der Kirche mit gleichem Erfolg betrieben. Doch soll dem Ausbau des Vereines nach außen hauptsächlich das Sommersemester gewidmet werden.

Dem Vereine gehören sämtliche Hörer unserer theologischen Lehranstalt — 42 — als Mitglieder an. Der Studienzirkel zählt neun Mitglieder.

H. Hollnsteiner, Schriftführer.

8. M. 3. St. Pölten.

Am Schluß des Wintersemesters, das heuer infolge des Krieges bei uns nur drei Monate währte, zählte unser Zirkel 20 interne und 11 externe Mitglieder (Kafferverein 34 Mitglieder). In drei allgemein zugänglichen Versammlungen wurden folgende Themen behandelt: „Die dogmatische Grundlage des Missionsgedankens“, „Die Geschichte der Weltmission“, „Das Warum und Wie unserer Missionsarbeit“. Daneben fanden noch sechs Erflußversammlungen statt, in denen auch, so oft es die Zeit erlaubte, kleine sogenannte „Fünf-Minuten-Referate“ gehalten wurden. Unter anderm wurde gesprochen über die Congregatio de propag. fide, über „Kath. und prot. Missionsalmojen“, über einzelne Episoden und Alltagsbilder aus dem Missionsleben. Für diese kleinen Referate wurde durch Zirkelbeschluß folgendes festgesetzt:

1. Der Vorsitzende hat das Recht, irgendein Mitglied zu beauftragen, in der Erflussversammlung ein Referat zu halten (auch noch kurze Zeit vor der Versammlung).

2. Die Wahl des Themas bleibt dem Referenten völlig anheimgestellt. Er braucht dasselbe vor der Versammlung gar nicht bekanntzugeben.

3. Das Referat muß Frucht der eigenen Lektüre sein.

4. Der Referent muß die Quelle für seinen Vortrag genau angeben.

5. Das Referat darf nicht kürzer als fünf und nicht länger als 10 Minuten sein. In den Erflussversammlungen wurde über die laufenden Angelegenheiten des Zirkels, über verschiedene Anregungen von seiten des Vorortes und anderer Vereine verhandelt und vor allem der innere Ausbau des Zirkels weiter fortgeführt. Gleich zu Beginn des Wintersemesters traten wir in einem Zirkular an diejenigen Priester unserer Diözese heran, die als Theologen dem Zirkel angehört hatten, und baten sie, mit demselben in engeren Kontakt zu treten. Es hatte dies einen doppelten Zweck: 1. soll der Zirkel dadurch über die Gefahren der Kriegszeit, die in den nächsten paar Jahren noch bedeutend größer werden, hinweggerettet werden, und 2. soll dadurch in den externen Mitgliedern die Missionsbegeisterung stets wach erhalten und der Same der Missionsliebe in zielbewusster Weise allmählich über die ganze Diözese ausgestreut werden. Von 12 Herren, an die das Zirkular gerichtet war, haben 11, und zwar alle in zustimmender Weise geantwortet. Auf Grund der verschiedenen Vorschläge, die uns von diesen zuzingen, wurden dann die Statuten für die externen Mitglieder ausgearbeitet und den allgemeinen Zirkelstatuten angefügt.

Dieselben wurden dann in einem zweiten Zirkular Ende Dezember den externen Mitgliedern bekanntgegeben, und diese gebeten, sich endgültig als externe Mitglieder zu erklären, was Anfang Jänner auch wirklich alle taten. Am Ende des genannten Monats wurde bereits der in den Statuten vorgesehene Tätigkeitsbericht über das verflossene Vereinsjahr mit verschiedenen Vorschlägen und Anregungen an die externen Mitglieder versandt. Diesem Berichte folgte unmittelbar eine Sendung Propagandaschriften. Zur Zeit der Abfassung des Berichtes haben aber auch die externen Mitglieder ihrer Pflicht bereits Genüge geleistet und ihren Tätigkeitsbericht an den Zirkel eingesandt. Gebe Gott, daß dieses Unternehmen so glücklich fortschreite wie es begonnen! Denn gerade dieses dürfte von nicht geringer Bedeutung für die Missionsfrage in unserer Diözese werden.

Unsere Missionsbibliothek wurde um 12 Nummern, ferner durch eine bedeutende Anzahl kleinerer Broschüren vergrößert. Daneben haben sich viele Mitglieder auch privatim Missionsliteratur angeschafft. Zeitschriften wurden von Mitgliedern gegen 50 gehalten.

Der Zirkel trat ferner mit verschiedenen Missionshäusern in Verbindung. Reichliches Propagandamaterial, das ihm von diesen zukam, wurde zum Großteil an die externen Mitglieder verteilt.

Auch das Missionsgebet wurde nicht vergessen. An mehreren Tagen wurde die hl. Kommunion für die Missionen aufgefertigt und vor Epiphanie eine Novene in derselben Intention gehalten. Möge dieses unser gemeinsames Gebet des Himmels Segen auf die Missionen und vor allem auf unser junges vielverheißendes Unternehmen herabfließen.

Hans Mold, Obmann.

9. M. B. Weidenau.

Siehe Bericht über die Wiedererrichtung des M. B. im Aprilheft.

10. M. B. Brigen.

Unser Verein, dem fast alle Theologen des hiesigen Seminars, — 54 an der Zahl und acht Hospitanten aus der Diözese Trient, die infolge des Krieges bei uns untergebracht sind, — angehören, konnte auch heuer wieder seine Wirksamkeit ausüben. In der Hauptversammlung am 29. Oktober richtete der letztjährige Obmann zur Eröffnung des Vereines einige einleitende Worte über Bedeutung und Aufgabe des Vereines an die Mitglieder. Anschließend daran hielt Dr. Josef Steger, Theologieprofessor, einen interessanten Vortrag über „Die Missionen in der Türkei und der Weltkrieg“. Das Fest des hl. Franz Xaver wurde durch eine Novene feierlich begangen. Die Vereinsstatuten erfordern eine Weiterausgestaltung durch Aufnahme der Statuten für auswärtige Mitglieder. Von den 82 Missionszeitschriften liegen 15 in der Bibliothek auf, die übrigen werden von den Mitgliedern abonniert. Auch die Bibliothek konnte durch Neuanschaffungen (z. B. der Missionswissenschaftliche Kursus in Köln) erweitert werden. Besonders fleißig arbeitete der M. B., der in sieben Versammlungen die Thematika behandelte. Die gegenwärtige

Lage der Missionen im Weltkrieg, die heidnischen Religionen Japans und Chinas, die Missionsgeschichte Chinas im allgemeinen, eingehendere Behandlung der Missionen in China, die Missionen in der deutschen Südsee (Die letzten zwei auf je zwei Versammlungen aufgeteilt).

Oskar Mattle, Obmann.

11. Der Missionsgedanke in anderen Seminarien Österreichs.

Auch in anderen Seminarien herrscht Missionsinteresse. So setzten sich die deutschen Theologen des Seminars in Br ü n n durch einen „Vertreter“ mit dem B. O. in Verbindung. Die Gründung eines eigenen M. Zirkels war wegen der geringen Zahl der deutschen Theologen (4) nicht möglich. Als Vertreter wurde aufgestellt: Theol. Johann Schneider, Brünn, Hindenburgstraße Nr. 15, Knabenseminar.

Im theologischen Konvikts „Canisianum“ in I n n s b r u c k entstand heuer ein eigener M. Studiengruppe mit monatlichen Versammlungen, nachdem schon bisher viel Interesse und Opferfönn für die Mn. an den Tag gelegt worden war.

In der Theologenkongregation der italienischen Theologen der Diözese Trient (berzeit im Missionshaus Milland bei Brigen) arbeitet eine rührige M. Sektion.

Ähnlich wird auch in W i e n im Rahmen der Theologenkongregation eifrig für die Mn. gearbeitet.

Mitteilungen vom Vorort.

Da der bisherige Vorortsvorsitzende heuer seine theologischen Studien vollendet, mußte ein neuer B. O.-Vorstand gewählt werden, und zwar wurden gewählt: Anton Kirchmair als Vorsitzender, Mattle

Oskar und Karl Schedler als Schriftführer.

Die Ferienadresse des neuen Vorsitzenden lautet (ab 5. Juni): Anton Kirchmair, Birgitz bei Innsbruck.

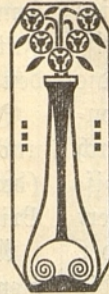
Der B. D. macht jetzt schon auf die Ein-
sendung des B e r i c h t e s über das 2. Se-
mester aufmerksam, die sofort nach Schluß
des Vereinsjahres, spätestens aber bis

1. Juli erfolgen soll. Dabei möge die
Angabe der Ferienadresse des Vereinslei-
ters nicht vergessen werden. (cfr. G. D.,
§ 4, Nr. 3.)

Missionschriften.

Bericht der I. Theol.-Missionskonferenz
in St. Gabriel. Derselbe ist im Missions-
haus St. Gabriel bei Mödling (N.-Ö.)
noch immer zu bekommen und wird an
Th. M. W. zum ermäßigten Preis von
50 h abgegeben.

„Weltmission der kath. Kirche“, Aus-
gabe C (für Osterreich). Diese sehr inter-
essante, alle Mn. berücksichtigende Zeit-
schrift wird an Th. M. W. bei Partiebezug
(mindestens 10 Exemplare) zum Aus-
nahmspreis von 2 K portofrei geliefert
und allen W. aufs wärmste empfohlen.



Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Im Heiland meine Freude! Erzählungen für Erstkommunikanten von Josef Liensberger, Kanonikus von Innichen (Tirol). Mit einem Titelbild. 12^o (VIII u. 186 S.) Freiburg 1917, Herdersche Verlagshandlung. Mf. 1,60, in Pappband Mf. 2,20.

Das geschaffene Geschenk für Erstkommunikanten ist ein gutes Buch schlechtthin. Doch ziehen die meisten Geschenkgeber mit Recht solche Bücher vor, die zu dem großen Tag in sinnvoller Bedeutung stehen. Die Kommunikanten ihrerseits wieder bevorzugen zumeist Schriften, die im Erzählungston gehalten sind. Die Auswahl darin ist nicht so reichhaltig wie in den ausgesprochenen Andachtswerken. Um so höher darf darum Liensbergers Erstkommunikantenwidmung veranschlagt werden. Der Tiroler Kinderfreund (bekannt auch als Verfasser der prächtigen Jugendbücher „Im Heiligen Land“, geb. Mf. 1,20, und „Im ewigen Rom“, geb. Mf. 1,70) bietet hier eucharistische Bilder aus dem Kirchenjahr, aus dem Leben von Heiligen und braven Kindern; desgleichen zieht er rührende Geschnitte aus dem katholischen Missionsgebiete und dem Weltkriege heran. Doch überwiegen naturgemäß die Friedensbilder, die dem eigenen seelsorgerlichen Wirken, Wander- und Wallfahrten entnommen sind. Phantastischer Überschwang ist allenthalben achtsam vermieden, um die Kindesseele desto unvermittelter in das Reich des sakramentalen Heilandes einzuführen. Diesen Zweck erreicht Liensberger aufs allerbeste. Sein Büchlein ist ein äußerlich und innerlich schmuckreiches Dentmal zum Weißen Sonntag.

Wege zum Frieden. Schriften für das katholische Volk. Von Dr. A. Scheiwiler, Pfarrer. 12 Bändchen in eleganter Ausstattung, hochformatig 16^o. — Nr. 7: Der katholische Mann in der modernen Welt. Ein Gedenkblatt zum 500jährigen Geburtstag des seligen Friedensstifters Nikolaus von Flüe. 84 Seiten. — Nr. 8: Frauenwürde und Mutterpflicht. Ein Büchlein für unsere Frauenwelt. 96 Seiten. — Nr. 9: Das Marienkind. Ein Büchlein für Kongreganistinnen. 88 Seiten. — Nr. 10:

Dienen und herrschen. Ein Büchlein für Diensthöfen. 88 Seiten. — Nr. 11: Der Friedenspapst. Leuchtende Gedanken aus dem Friedenswerk Papst Benedikts XV. 72 Seiten. — Nr. 12: Die Reichtümer der Entertoten oder ein Weg zum sozialen Frieden. Ein Büchlein für arm und reich. 84 Seiten. — Jedes Bändchen, elegant broschiert und beschnitten, 50 Pfg. (50 Cts.) Bei Partiebezug, auch gemischt, entsprechende Preisermäßigung. Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. El., Verlagsanstalt Benziger u. Co., A.-G.

Den ersten sechs von der Kritik so günstig aufgenommenen Bändchen der zeitgemäßen Schriftenammlung „Wege zum Frieden“ von Dr. A. Scheiwiler folgen hier die zweiten sechs Nummern, von denen jede wieder eine ganze literarische Leistung bedeutet und verdienen würde, Gemeingut des katholischen Volkes zu werden.

Im Dienste der Negerklaven. Von einem Missionspriester. Im Verlage der St.-Petrus-Claver-Sodalität neu erschienen. 32 Seiten mit 9 Illustrationen. Preis 10 h. Zu beziehen von der St.-Petrus-Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12.

Der Verfasser knüpft an das Negerapostolat Petrus Clavers in Cartagena an, um die Missionsstätigkeit der St.-Petrus-Claver-Sodalität in unseren Tagen des näheren zu beleuchten; das Büchlein empfiehlt sich wärmstens allen Missionsfreunden zur Lesung und zur Verbreitung.

Weltmission und Weltfriede. Eine Wiedergabe der unter diesem Titel von Professor Dr. Ignaz Seipel bei der Jahresversammlung der St. Petrus-Claver-Sodalität am 2. Feber d. J. zu Salzburg gehaltenen Missionsrede ist in Form einer Flugschrift erschienen, die zum Preise von 10 h postfrei von der St.-Petrus-Claver-Sodalität in Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12, zu beziehen ist. Sie eignet sich vorzüglich zur Massenverbreitung in Missionsvereinen, Missionssektionen, Kongregationen, Männer- und Jünglingsvereinen, Apostolaten usw. Bei größerer Bestellung Preisermäßigung.



gebrauchte Briefmarken

und **Markensammlungen** werden mit herzlichem „Vergelt's Gott!“ von der Verwaltung des Missionshauses in **Milano bei Brigen** entgegengenommen.



Für Knaben, welche Ordens- und Missionspriester werden wollen.

In unserem

Faberianum in Mailand bei Brigen

werden brave und talentierte Knaben aufgenommen und zu
Missionspriestern herangebildet.

Bedingungen der Aufnahme:

1. Selbständige Neigung und sonstige Zeichen des Berufes zum Ordens- und Missionspriesterstand.
2. Gelehriger, lebhafter, offener Charakter; energischer, standhafter, opferfreudiger Wille; sittliche Unverdorbenheit.
3. Gesundes Urtheil und gutes Talent, das befähigt, leicht und ohne Anstand die ganzen Gymnasialstudien durchzumachen.
4. Gute Gesundheit und kräftiger Bau, frei von körperlichen Fehlern.
5. Alter von ungefähr zwölf Jahren. Für die erste Klasse wird ein Alter nicht unter zehn und nicht über zwölf Jahre erfordert.
6. Pensionsbeitrag nach Uebereinkommen mit den Eltern oder deren Stellvertretern.

Weitere Aufschlüsse werden bereitwilligst vom Obern des Missionshauses erteilt.

Man wende sich vertrauensvoll an die Adresse:

P. Rektor des Missionshauses in Mailand bei Brigen, Tirol.

**Den Abonnenten der Studentenkreise
wird außerordentliche Preisermäßigung
gewährt.**